OSI ▸ ZEITUNG

DIE STUDIERENDENZEITUNG DES OTTO-SUHR-INSTITUTS

KOSTENFREI / SOMMERSEMESTER 2016 / AUSGABE 20 / WWW.OSI-ZEITUNG.DE



Weißt Du noch oder glaubst Du schon?

Umfrage: Rolle der Religion an OSI

Erasmus in Martinique: Großes Europa, fernes Europa

Mach dir das OSI, wie es dir gefällt: Lehrplanung für Studierende



OSI blick

Bilder von Liz Wehmeier

Intro

Liebe Leser_innen,

wie oft redet man am OSI eigentlich über Religion? Außerhalb der Religionskritik scheint es eher ein Tabuthema zu sein – man will ja nicht in den Verdacht geraten, das Opium der Massen zu konsumieren. Aber wie halten es OSI-Studierende eigentlich mit der Religion? In unserer Umfrage haben wir herausgefunden, dass immerhin gut die Hälfte der Teilnehmer_innen offiziell einer Glaubensgemeinschaft angehört.

Doch wie äußert sich das im Unialltag? Wie stehen OSI-Studis zu Gebetsräumen und koscherem Essen an der Uni? Und wie vielfältig sind die Positionierungen zu Religion jenseits des Glaubens? Eine genaue Auswertung unserer Umfrage findet ihr in diesem Heft. Daneben beschäftigen sich zwei Interviews mit dem Verhältnis von Philosophie und Mystik und dem Status der Theologie an der FU. Außerdem erhaltet ihr einen Einblick in den Unialltag religiöser jüdischer Studierender und Möglichkeiten der Förderung in religiösen Studienstiftungen.

Nicht nur Religion ist ein Tabuthema – auch psychische Erkrankungen Studierender sind an der Uni noch immer stigmatisiert. Hier erfahrt ihr, welche Unterstützungsangebote die Uni dennoch bietet; zudem zeigen wir Mitbestimmungsmöglichkeiten für Studierende in der Lehrplanung auf.

Wir hoffen, dass die Themenauswahl unserer Jubiläumsausgabe für jede_n von euch etwas bereithält und Anlässe für spannende Diskussionen bietet.

Eure Redaktion.

Inhalt

OSI titel

Glaube im Schatten der Religionen 4
Eine Einführung

Umfrage: Rolle der Religion an OSI 5

Im Namen Gottes 10
Interview mit Dr. Mahdi Esfahani

Konfession: Römisch-Katholisch-Russisch-Orthodox 12

Eine Religion des Alltags 14
Gläubige Jüd_innen an der Uni

Medientipps zu muslimischem Feminismus 17

<<Wissenschaftlichkeit ist nicht gleich Laizismus>> 18
Interview mit Prof. Dr. Matthias Reményi

Karriereschmiede mit Wertefundierung 20
Religöse Studienstiftungen am Beispiel des Cusanuswerks

OSI debatte

Mach dir das OSI, wie es dir gefällt 22
Lehrplanung für Studierende

OSI kosmos

“Alle sind tausendmal besser als ich” 23
Psychische Probleme an der Uni

OSI extra

Großes Europa, fernes Europa: Erasmus in Martinique 25

Wenn Geschichte politisch wird 28
Über den NGO Memorial in Russland

Elisabeth Käsemann - die Erinnerung an einen Namen 32

Glaube im Schatten der Religionen

Das Thema der aktuellen Ausgabe der OSI-Zeitung ist Religion und Glaube. Die Idee dazu lieferte unter anderem die Debatte um den gesperrten Gebetsraum an der Technischen Universität Berlin (TU). Stellt diese Entscheidung in einem freien Land einen Eingriff in die Glaubensfreiheit dar?

Von Jana Hermann

Wenn wir den Begriff Religion auf Wikipedia nachschauen, finden wir einen Beitrag, der rund 25 Religionen aufzählt. Die wohl bekanntesten für den Durchschnittsstudi sind das Christentum, das Judentum und der Islam, aber auch Buddhismus und Hinduismus. Dagegen können vermutlich nur wenige etwas mit dem Begriff "traditionelle chinesische Religionen" anfangen und auch "Rastafari", "Tenrikyo" und der "universelle Unitarismus" sind nicht unbedingt geläufige Begriffe.Aber genau wie im Christentum gibt es Gläubige, die sich mit diesen Religionen identifizieren, eigene Traditionen pflegen und an ihren jeweiligen Gott glauben. Strenggläubige einer jeden Religionsgemeinschaft werden von ihrem Glauben überzeugt sein. Bedeutet dies, dass eine Gemeinschaft näher an der "Wahrheit" ist als die anderen? Eigentlich kann es in Glaubensfragen ja kein "richtig" oder "falsch" geben.

Der Islam, das Juden- und das Christentum sind in Deutschland die bekanntesten Religionen. Doch obwohl sie alle zu den monotheistischen Religionen gehören, gibt es auch zwischen ihnen große Unterschiede, sowohl in Gottesbild als auch in Traditionen. Einige Menschen halten sich streng an diese Traditionen, manche sehen sie etwas lockerer, obwohl auch sie sich als gläubig bezeichnen würden. Andere sehen sich trotz offizieller Religionszugehörigkeit als wenig oder überhaupt nicht gläubig an. Durch die Pluralität der Glaubensrichtungen, passive und aktive Ausübungen der Religiosität und die große Bedeutung des Atheismus ist die Glaubens- und Religionsdebatte in Deutschland sehr komplex geworden. Und der Religionsdiskurs berührt auch weitere Fragen: In welchem Verhältnis stehen Religion und Glauben für die einzelne Person und für die Gesellschaft? Welche Funktion hat eine von staatlicher Seite betriebene Kategorisierung nach Religionszugehörigkeit in Zeiten der Globalisierung?

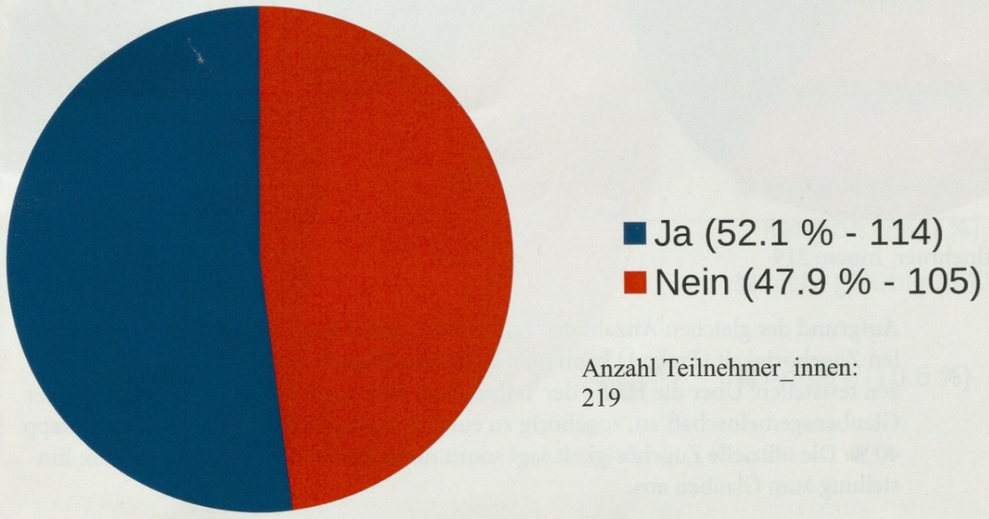
Um auf die Inspiration zum Titelthema zurückzukommen: In der TU Berlin wurde der vorwiegend von Muslim_innen genutzte Gebetsraum gesperrt. Aus Platzmangel. Der Raum soll künftig für geläufige akademische Zwecke genutzt werden. Auf der einen Seite war die Empörung seitens der Raumnutzer_innen verständlich, denn strenggläubige Studierende können nicht mehr ungestört in einem Gebetsraum ihrem Glauben nachgehen. Aber was ist mit strenggläubigen Jüd_innen oder Christ_innen oder auch anderen Religionen, die zumindest in Deutschland eine Minderheit darstellen? Bräuchten sie alle in der jeweiligen Universität einen Raum für sich, um die Religions- und Glaubensausübungsmöglichkeiten fair zu gestalten? „Wer glaubt ein Christ zu sein, nur weil er die Kirche besucht, irrt sich. Man wird ja auch kein Auto, wenn man in eine Garage geht", sagte einst der evangelische Theologe Albert Schweizer. Doch lässt sich, was Schweizer auf eine Subkategorie des Christentums – nämlich den Protestantismus – bezogen hat, auch auf andere Religionen übertragen? In vielen anderen Religionen gehört das Beten dazu, um sich als gläubig identifizieren zu können. Für diese Gläubigen ist es unterschiedlich leicht möglich, an einem beliebigen Ort zu beten. Wäre ein multireligiöser Gebetsraum mit verschiedenen religiösen Symbolen analog zum Bundestag und anderen öffentlichen Gebäuden vielleicht eine Lösung?

Diese Überlegungen bestätigen, wie komplex das Thema von Religion und Glaube eigentlich ist. Zeitweilig erscheint es schwer, die Interessen verschiedener Gruppen miteinander zu vereinbaren und Konflikte zu vermeiden. Trotzdem kann und soll man diese Vielfältigkeit als Chance begreifen, mit anderen Gruppen und Gemeinschaften in Kontakt zu treten. Denn in der Begegnung mit Anderen kann man auch viel über sich selbst lernen.

Umfrage: Rolle der Religion an OSI

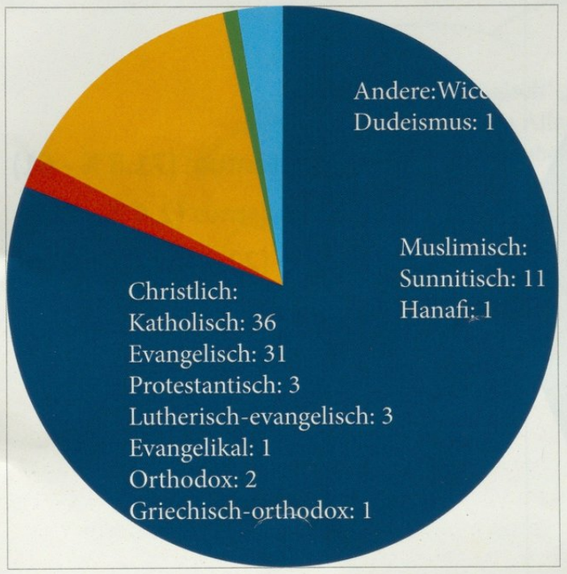
Welche Rolle spielt Glauben am Institut? Und in welchem Zusammenhang stehen Religion und Universität? Wir wollten herausfinden, wie ihr zu religiösen Einrichtungen oder Initiativen im Universitätsalltag steht, welches Verhältnis ihr zu Glauben generell habt oder welcher Glaubensgemeinschaft ihr überhaupt angehört bzw. euch zugehörig fühlt. Danke an alle Teilnehmer_innen unserer Umfrage – hier sind eure Antworten!

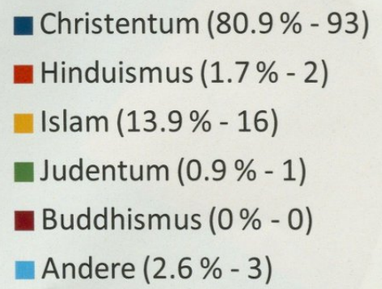
1. Gehörst du offiziell einer Glaubensgemeinschaft an?



Anzahl Teilnehmer_innen: 219

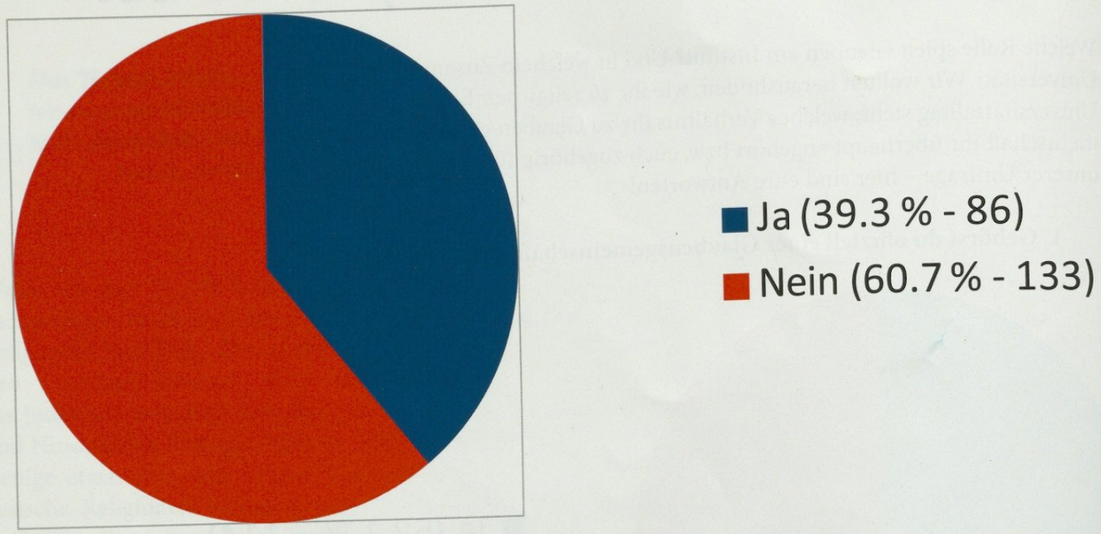
2. Welcher Glaubensgemeinschaft gehörst du offiziell an?





Anzahl Teilnehmer_innen: 115

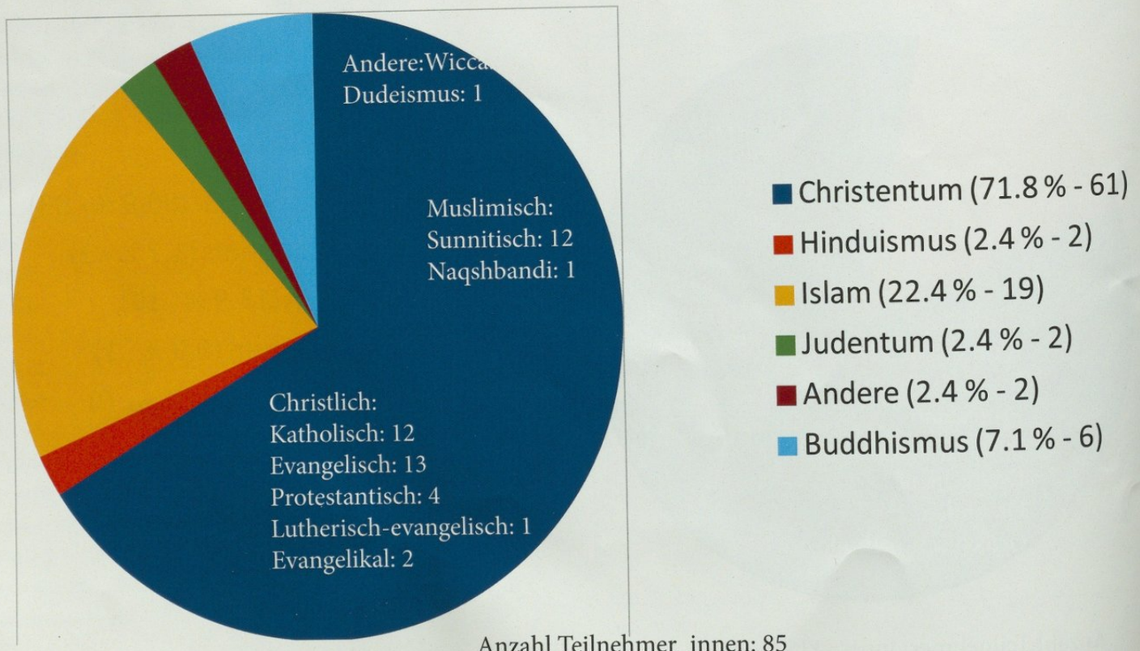
3. Fühlst du dich einer Glaubensgemeinschaft zugehörig?



Anzahl Teilnehmer_innen: 219

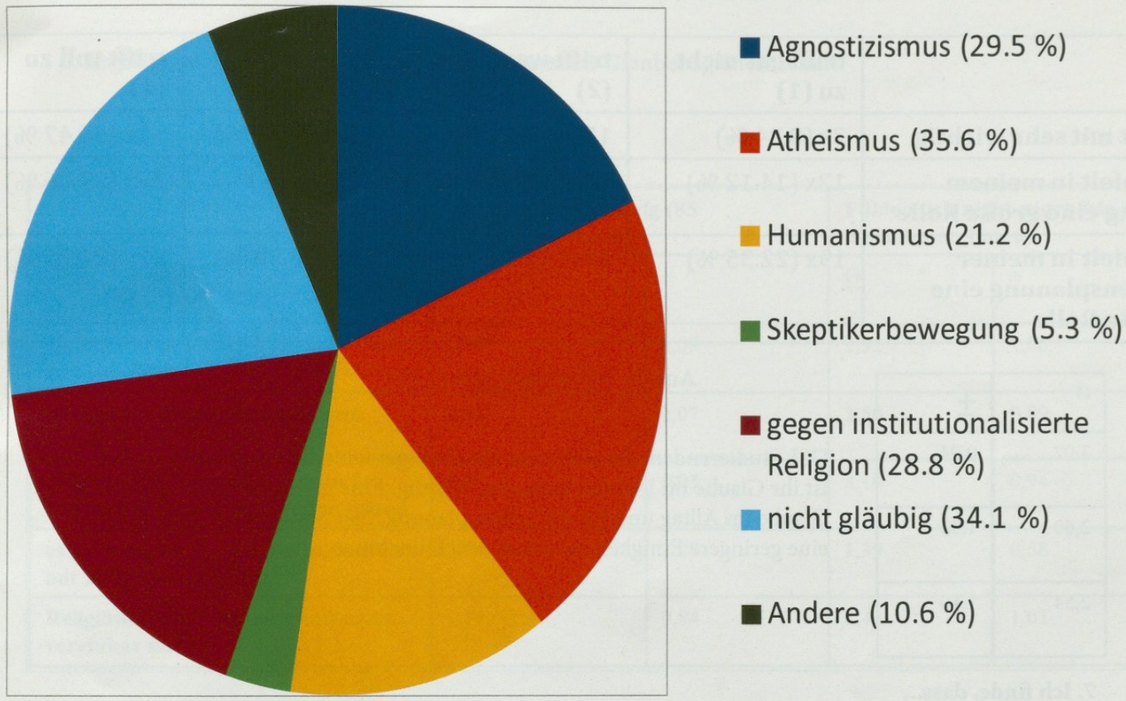
Aufgrund der gleichen Anzahl der Teilnehmer_innen bei der Frage nach der offiziellen Zugehörigkeit (Frage 1) kann man bei dieser Frage bereits interessante Tendenzen feststellen: Über die Hälfte der Teilnehmer_innen gehört demnach offiziell einer Glaubensgemeinschaft an, zugehörig zu einer Religion fühlen sich jedoch nur knapp 40 %. Die offizielle Zugehörigkeit sagt somit nicht immer etwas über die innere Einstellung zum Glauben aus.

4. Welcher Glaubensgemeinschaft fühlst du dich zugehörig?



Anzahl Teilnehmer_innen: 85

5. Wie würdest du dein Verhältnis zu Glauben beschreiben?



Antworten aus dem Zusatzfeld:

„religionssoziologisch“ „nichts zugehörend, individueller Glaube“
„gegen Religion im Allgemeinen“ „spirituell“ „Pantheismus“
„Ich würde gern glauben, aber so einfach ist das nicht“
„Existentialist“ „leicht spirituell“ „persönliche Spiritualität“
„Sekularismus“ „Laizismus“ „religionskritisch“ „spirituell“
„polemischer Religionskritizismus“

6. Mein Glaube...

	trifft gar nicht zu (1)	trifft weniger zu (2)	trifft eher zu (3)	trifft voll zu (4)
... ist mit sehr wichtig	7x (8.24 %)	15x (17.65 %)	31x (36.47 %)	31x (36.47 %)
... spielt in meinem Alltag eine große Rolle	12x (14.12 %)	33x (38.82 %)	17x (20 %)	23x (27.06 %)
... spielt in meiner Lebensplanung eine große Rolle	19x (22.35 %)	22x (25.88 %)	22x (25.88 %)	21x (24.71 %)

Ø	±
3,02	0,94
2,60	1,03
2,54	1,10

Anzahl Teilnehmer_innen: 85

OSI-Studierenden, die sich einer Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen, ist ihr Glaube im Durchschnitt eher wichtig. Eine geringere Rolle spielt der Glaube im Alltag und für die Lebensplanung, hier besteht allerdings auch eine geringere Einigkeit zwischen den Teilnehmer_innen.

7. Ich finde, dass...

	stimme gar nicht zu (1)	stimmt weniger zu (2)	stimme eher zu (3)	stimme voll zu (4)	keine Angabe oder ausgelassen	Ø	±
Gebetsräume an der Uni einen Platz haben sollten.	50x (23.26 %)	51x (53.72 %)	60x (27.91 %)	46x (21.40 %)	8x (3.72 %)	2,49	1,09
die Uni ein säkularer Raum sein sollte.	19x (8.92 %)	29x (13,62 %)	43x (20.19 %)	111x (52.11 %)	11x (5.16 %)	3,22	1,01
religiöse Essensvorschriften in der Mensa berücksichtigt werden sollten.	18x (8.37 %)	29x (13.49 %)	79x (36.47 %)	81x (37.67 %)	8x (3.72 %)	3,08	0,93
es zu wenige studentische Initiativen mit Religionsbezug gibt.	86x (40.38 %)	47x (22.07 %)	20x (9.39 %)	13x (6.10 %)	47x (22.07 %)	1,76	0,94
Religiösität und Wissenschaft nicht vereinbar sind.	68x (31.63 %)	64x (29.77 %)	44x (20.47 %)	27x (12.56 %)	12x (5.58 %)	2,15	1,03

Anzahl Teilnehmer_innen: 216

Während der Großteil der Teilnehmer_innen der Aussage voll oder eher zustimmt, dass die Uni ein säkularer Raum sein sollte, wird die Aussage, dass religiöse Essensvorschriften in der Mensa berücksichtigt werden sollten, fast ebenso stark unterstützt. Religiösität und Wissenschaft werden tendenziell als miteinander vereinbar angesehen. Eine größere Zahl studentischer Initiativen mit Religionsbezug wird nicht für notwendig gehalten. Unentschlossen sind die Teilnehmer_innen im Durchschnitt bei den Fragen, ob Gebetsräume einen Platz an der Uni haben sollten. Bei dieser Frage gibt es auch eine relativ große Uneinigkeit zwischen den Teilnehmer_innen.

8. Ergebnisse nach gefühlter Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft

	Fühlen sich zugehörig (85 Teilnehmer_innen)		Fühlen sich nicht zugehörig (129 Teilnehmer_innen)	
	Ø	±	Ø	±
Gebetsräume an der Uni einen Platz haben sollten.	2,75	1,09	2,32	1,06
die Uni ein säkularer Raum sein sollte.	2,86	1,07	3,50	0,89
religiöse Essensvorschriften in der Mensa berücksichtigt werden sollten.	3,07	0,93	3,10	0,94
es zu wenige studentische Initiativen mit Religionsbezug gibt.	2,34	1,07	1,39	0,58
Religiösität und Wissenschaft nicht vereinbar sind.	1,78	0,94	2,43	1,01

Interessante Tendenzen zeigen sich zudem, wenn man die Daten getrennt nach den Teilnehmer_innen, die sich einer Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen, und denen, die dies nicht tun, betrachtet. Erstere finden zu einem größeren Anteil, dass Gebetsräume an der Uni einen Platz haben sollten und dass Religiosität und Wissenschaft vereinbar sind. Während sie grundsätzlich ebenfalls der Meinung sind, dass die Uni ein säkularer Raum sein sollte, unterstützen sie diese Position im Durchschnitt weniger stark und sind sich auch weniger einig als die Teilnehmer_innen, die sich keiner Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen. Sie sind zudem eher als die nicht religiös Gebundenen der Ansicht, dass es zu wenige studentische Initiativen mit Religionsbezug gibt, in dieser Frage aber erneut relativ uneinig. Dagegen wird die Berücksichtigung religiöser Essensvorschriften in der Mensa von beiden Gruppen, tendenziell aber stärker von den nicht religiös gebundenen, unterstützt.

Im Namen Gottes

Rationalität und Intuition in der islamischen Mystik

Im Gespräch mit Dr. Mahdi Esfahani, Forschungsstipendiat und Lehrbeauftragter der Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin, begibt sich FRANCA KAPPES auf die Suche nach einer Symbiose religiöser und philosophischer Wahrheitsfindung.

Herr Esfahani, Sie halten aktuell eine Seminarreihe zum Thema „Menschenbild in der islamischen Philosophie und Mystik". Der Sufismus scheint in einer ganz besonderen Weise dazu geeignet zu sein, den Dialog zwischen Religion und Philosophie zu untersuchen. Weshalb?

Anstelle von Sufismus bevorzuge ich den Ausdruck der philosophischen Mystik. Die Gründe hierfür lassen sich nicht in Kürze ausführen. Jedoch ist wie von Ihnen erwähnt die philosophische Mystik für einen Dialog zwischen Religionen und Philosophien äußerst geeignet. Anders formuliert ließe sich sagen, dass ein mystisch-philosophisches Verständnis von Religion intuitive Aspekte der Religion in einer rationalen Art und Weise ans Tageslicht bringen kann. Möglicherweise sollte genau der Aspekt der doppelseitigen Charakteristik dieser Disziplin im Fokus der Betrachtung stehen. Die philosophische Mystik weist einerseits mystische Anschauungen und Intuitionen oder sogenannte „religious experiences" als epistemologische Grundlage auf, die gleichzeitig eine spezielle Form des religiösen Verständnisses darstellen. Andererseits stellt sie einen Versuch dar, die Inhalte dieser Anschauungen auf eine rationale Art und Weise zu präsentieren, auszulegen und zu begründen.

„Die Seele des Gebets ist das Aufgehen des Selbst in Gott" schreibt Jalaluddin Rumi im 13. Jahrhundert, wie ist dies zu verstehen? Wie gestaltet sich die innere Mensch-Gott Beziehung?

Es wäre hilfreich, zu Beginn das Wort „aufgehen" in herkömmlichen Wörterbüchern nachzuschlagen. Eine seiner Bedeutungen lautet „sich öffnen". In diesem Kontext bedeutet der Satz: „Die Seele des Gebets ist das 'sich öffnen' des Selbst in Gott". Dies illustriert ein schönes Verständnis der existenziellen Beziehung zwischen der menschlichen Seele und dem göttlichen Wesen. In der Sprache Heideggers ließe sich das so verstehen, dass das Dasein eine existenzielle Offenheit zum Sein besitzt und das Gebet die Erfahrung eben jener Offenheit darstellt.

Andererseits kann „aufgehen" das Auflösen von einer in sich geknoteten Sache meinen. Dieser Aspekt würde ebenfalls eine schöne Interpretation des Gebets anbieten. Im Fokus stehen die komplexen inneren Unruhen und Probleme, von denen die menschliche Seele geplagt ist. Im Gebet, in der Anwesenheit Gottes, öffnen sich derartige Knoten und die menschliche Seele erlebt ihre Tranquilität in der göttlichen Anwesenheit.

Eine weitere Bedeutung von „aufgehen" lautet „sich entfalten". Hieraus folgt, dass die menschliche Seele sich im Gebet in Gott und seiner Anwesenheit entwickeln sollte und sich ihrer verdeckten vielfältigen Geheimnisse bewusst wird.



Wenn man „aufgehen" im Sinne von „aufsteigen" verstehen möchte, dann meint das Gedicht Rumis, dass die menschliche Seele innerhalb des göttlichen Wesens im Gebet immer weiter emporsteigt. Diese Bedeutung lässt sich auch in einer sehr bekannten Überlieferung des Propheten Mohammad wiederfinden, laut der er sagte: „Das Gebet ist der Aufstieg desjenigen, der Gott sicheres Vertrauen schenkt. "Man kann davon ausgehen, dass Rumi definitiv mit Hinblick auf diese Überlieferung den genannten Vers dichtete.

Der im Süd-Iran geborene Mystiker und Märtyrer al Halladsch wurde berühmt durch seinen Ausspruch "ana `l - Haqq"("Ich bin die absolute Wahrheit / Ich bin Gott"), für die er 922 hingerichtet wurde. Welches Verständnis von Wahrheit liegt dieser Aussage zugrunde und gibt es Analogien zu anderen erkenntnistheoretischen Schulen?

Zweifelsohne war Halladsch existenziell mit der Frage beschäftigt, wie die Beziehung zwischen seiner Existenz und Gott, als unbegrenztes Wesen, zu verstehen sei. Daher lautete seine Hauptfrage: „Wenn Gott unbegrenzt ist, was bin ich und was sind die anderen?".

In einem seiner Gedichte sprach er diese quälende Frage mit folgenden Worten an: „Zwischen mir und dir ist mein Ich im Kampf mit mir. O Gott! Bei deiner Gnade bitte ich dich mein Ich zu beseitigen!"

In der Untersuchung dieser Beziehung gelangte Halladsch zu dem Ergebnis, dass die Anwesenheit Gottes derartig stark sei, dass kein Platz für ihn oder einen anderen Existierenden bleiben würde und daher in jeder Existenz nichts außer Gottes Anwesenheit gesehen werden kann. Infolgedessen sah er in seinen Taten, Eigenschaften und Wesen keinen Bezug mehr zu sich selbst, sondern war der Auffassung, dass Gott jener ist, der durch seinen Mund spricht, der durch seine Gliedmaßen handelt, etc. Genauer betrachtet ist dies nicht die klügste Lösung des Problems. Die Geschichte der philosophisch

Mystik lieferte bessere, schönere und tiefgründigere Antworten als jenes Ergebnis, zu dem Halladsch gelangte. Diese vorzustellen würde den Rahmen der Antwort sprengen.

Der islamische Mystizismus wurde stets auch durch indische, persische und christliche Einflüsse geprägt. Lassen sich trotz seiner engen Verbundenheit zum Koran und dem Propheten Mohammed Parallelen zum traditionellen christlichen Menschenbild ziehen?

Ich denke, dass Ihre Frage einerseits mit ja und andererseits mit nein zu beantworten ist. Ja, da man in der Gedankenwelt kaum behaupten kann, dass die islamische Mystik als historische Tradition frei von Einflüssen anderer ähnlicher Denkformen geblieben ist. Im Laufe ihrer 1400-jährigen Geschichte lassen sich viele ähnliche Gedanken finden. Auf der anderen Seite muss die Frage verneint werden, da in der christlichen Mystik und deren Menschenbild Elemente existieren, die sich kategorisch vom islamischen Standpunkt unterscheiden. Hierbei ließen sich beispielsweise die Erbsünde oder die Möglichkeit der Fleischwerdung Gottes in Gestalt eines Menschen anführen.

Alle großen Weltreligionen kannten mystische Strömungen. Könnte der Mystizismus als Brücke zwischen den monotheistischen Weltreligionen fungieren?

Zweifelsfrei. Die philosophische Mystik und die damit einhergehenden Versuche, Wahrheit direkt zu erleben und darüber vernünftig zu sprechen, stellen einen der tiefgründigsten und zartesten menschlichen Versuche dar. Vielleicht ließe sich behaupten, dass Menschen nirgendwo in Gedankenangelegenheiten freier und humaner agieren. Da dem so ist und diese Aspekte die allgemeinsten Wesensmerkmale des Menschen darstellen, ist Mystik als solche möglicherweise die beste Verbindung zwischen menschlichen Seelen, die sich in Mauern der Ideologien und religiösen Interpretationen gefangen sehen.



Konfession: Römisch-Katholisch-Russisch-Orthodox

Bilingualität in Sachen Konfession geht nicht? Geht wohl. Ein Meinungsbeitrag

von Jana Hermann.

Durch die Taufe in einer russisch-orthodoxen Kirche wurde mir meine Religionszugehörigkeit in die Wiege gelegt. In der Sowjetunion waren die meisten allerdings eher passive Religionspraktizierende. Das heißt, dass russisch-orthodoxe Traditionen zwar eingehalten wurden, die Menschen aber auch nur dann in die Kirche gingen, wenn irgendetwas Besonderes anstand – wie zum Beispiel bei der Taufe. Diese und andere Tradition wie die Eheschließung fanden eher zur Vorsorge statt. Ganz nach dem Motto: Vielleicht gibt es ja da oben doch jemanden und dann machen wir das einfach mal lieber zur Sicherheit.

Als ich ein knappes Jahr alt war, siedelte meine Familie zurück zu ihren badisch-kurpfälzischen Wurzeln. Meine Eltern waren ganz überrascht, als es in der Grundschule hieß, es gäbe Religionsunterricht – unüblich in der UdSSR. Die Auswahl war übersichtlich: Protestantismus und Katholizismus. Die Kinder, die weder zum einen noch zum anderen dazugehörten, durften Mandalas ausmalen. Meine Eltern wollten aber nicht, dass ich auf diese Art rumlungere, also schrieben sie mich für den Katholisch-Unterricht ein. Der Grund war ein simpler: Mit dem Protestantismus konnten sie gar nichts anfangen und die Bräuche des Katholizismus ähneln ein wenig der Orthodoxie.

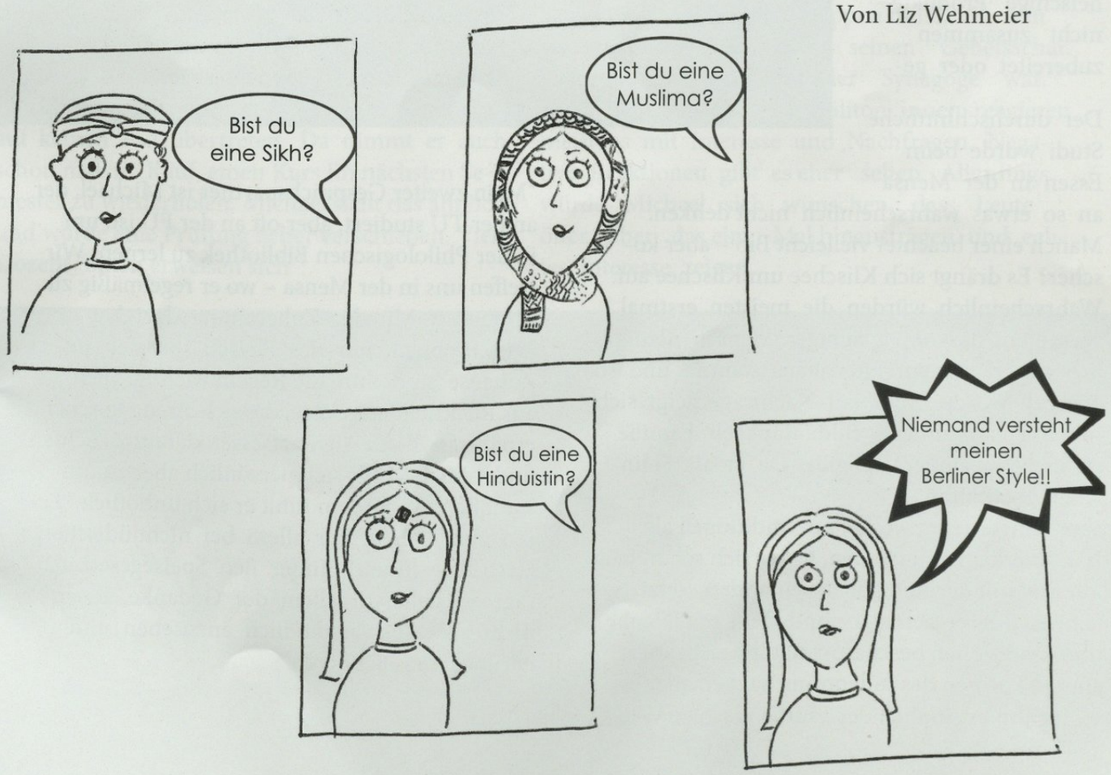
Mir machte der Religionsunterricht Spaß: Ich lernte etwas über Gott und die Welt, über Nächstenliebe, über Jesus und seine Jünger. Ab der siebten Klasse sprach man darüber, wie Missionsarbeit funktioniert, man diskutierte kritisch unser westliches Treiben in den ärmeren Ländern, in denen Kinderarbeit und Ausbeutung betrieben werden. Ab der elften Klasse fing meine Skepsis zum Katholisch-Unterricht an: In der Bibel lasen wir brutale Passagen darüber, wie sich Brüder gegenseitig umbringen, Männer Frauen vergewaltigen und Inzest betrieben wird. Ich war enttäuscht. Bis auf die Taufe machte ich alle Rituale in der Katholischen Kirche, wie die Kommunion und die Firmung, mit. Ich war die einzige in meiner Familie, die sich als überzeugte Katholikin betrachtete. An Sonntagen besuchte ich auch hin und wieder den Gottesdienst. Und wozu? Um später zu erfahren, dass die Historie der Religion doch nicht so rosig verlaufen ist, wie es bis dahin unterrichtet wurde. Außerdem gefiel mir die Vorstellung nicht, dass die katholische Kirche einen Papst hat. Ein Gesandter Gottes, die durch andere Kardinäle und nicht durch „Gott" persönlich gewählt wird, schien mir dubios. Noch dazu ist dieser unverheiratet. Eine Religion, die Nächstenliebe und Familie predigt, hat ein Oberhaupt als Dauersingle.

Als ich mit meinen Eltern darüber sprach, sagten sie, ich solle das lockerer nehmen. Wie in der russisch-orthodoxen Kirche: Der Papst hat dort keinerlei Bedeutung und die Bibel wird dort nicht so intensiv gelesen. Der Glaube ist nicht in einem Gebäude verankert, sondern im Herzen. Was die Bräuche betrifft, so trug ich stets ein von der russisch-orthodoxen Kirche gesegnetes Kreuz um den Hals, die Trauerfeiern und Hochzeiten fanden in einer russisch-orthodoxen Kirche und nach russisch-orthodoxer Tradition statt. Bei Trauerfeiern gehört zum Beispiel die Verhüllung der Spiegel in der Wohnung des Toten dazu, in der man ihn verabschiedet und ihn zum Friedhof trägt. Bei den Hochzeiten trägt man über dem Brautpaar eine Krone, die die Nähe zu Gott kennzeichnen soll. Wenn wir mal in der russischen-orthodoxen Kirche waren, mussten alle stehen. Anstrengend, aber wenn man „Gott" respektiert, dann steht man eben. Auch hier war ich mit vielen Punkten nicht einverstanden,wie zum Beispiel den Inhalten der Trauerzeremonie oder den prunkvollen Gegenstände in der Kirche. Diese sollte man einfach nur verkaufen - schon könnte man den Armen helfen, für welche Spenden gesammelt werden.

Aber entgegen all der Kritik stehe ich nach wie vor zu beiden Konfessionen. Wenn ich also gefragt werde, welcher ich denn angehöre, fällt es mir schwer, mich zu entscheiden. Zu Hause geprägt von der einen, in der Schule und Freizeit von einer anderen. Ich kann die Sache natürlich vereinfachen, indem ich sage, dass ich Christin bin. Aber durch die doch recht spürbare Konfessionsunterteilung, die Geschichte des Christentums, die nicht gerade unfriedlich verlaufen ist, fühlt sich das komisch an. Momentan bin ich fein raus aus den Traditionskonzepten und vermeide es, mich zu entscheiden. Ich gehe sonntags auch nicht mehr in die Kirche und trage auch kein Kreuzchen als Halskette. Spannend wird es bei einer erneuten Konfrontation des Entscheidungsdrucks: Hätte ich bereits Kinder und würde sie taufen lassen wollen, könnte ich mich zwischen der römisch-katholischen und der russisch-orthodoxen Kirche nicht entscheiden. Auch wenn das für die Glaubensfrage letzten Endes keine Rolle spielt.

BERLINER STYLE

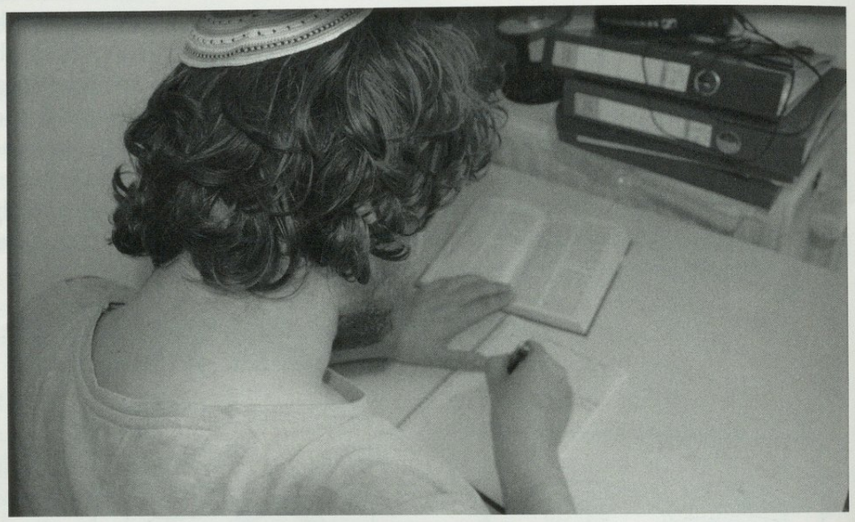
Von Liz Wehmeier



Eine Religion des Alltags

Rund 200 000 Jüd_innen wohnen heute in Deutschland. Ihre Religion ist stark von Lebensregeln geprägt, die sich auf ganz alltägliche Sachen, wie z.B. Essen, auswirken. Natürlich gibt es viele verschiedene Interpretationen und Abstufungen und viele Jüd_innen sind heute nicht besonders religiös. Aber wie sieht der Alltag derer aus, die versuchen, die Regeln in einer nicht-jüdisch geprägten Umgebung zu befolgen – zum Beispiel an der Uni? Yulia Kudryavitskaya hat zwei gläubigen jüdischen Studenen über ihren Unialltag befragt.

Ich treffe Raphael in der Cafeteria auf einem Campus der Charité, wo er Medizin studiert. Als er seinen Hut abnimmt, sehe ich, dass er eine Kippa trägt. Die meisten tragen sie nur bei Synagogenbesuchen. Raphael bezeichnet sich als orthodox, findet sich dafür aber recht liberal. In der Cafeteria isst er nichts – das Essen ist nicht koscher zubereitet. Um den jüdischen Speisegesetzen zu entsprechen, also koscher zu sein, dürfen milchige und fleischige Produkte nicht zusammen zubereitet oder ge-



Der durchschnittliche Studi würde beim Essen in der Mensa an so etwas wahrscheinlich nicht denken. Manch einer beachtet vielleicht Bio – aber koscher? Es drängt sich Klischee um Klischee auf. Wahrscheinlich würden die meisten erstmal vermuten, dass ein gläubiger Mensch natürlich aus gläubigem Elternhaus stammt und so erzogen wurde. Aber auf Nachfrage zeigt sich mir ein ganz anderes Bild: Raphaels Familie ist nicht besonders religiös. Da er als Sohn einer Nichtjüdin aber konvertieren wollte, um traditionell als Jude anerkannt zu werden, hat er sich schon früh intensiv mit der Religion auseinandergesetzt. So kam es, dass er sich mehr und mehr mit Glaube und Traditionen beschäftigt hat. Er respektiert andere Formen des Judentums, sagt er, aber es sei für ihn persönlich der „authentischste Weg.

"Mein zweiter Gesprächspartner ist Michael, der an der TU studiert, aber oft an der FU ist, um in der Philologischen Bibliothek zu lernen. Wir treffen uns in der Mensa – wo er regelmäßig zu Mittag isst. Mit der Zubereitung dort hat er kein Problem, nur das Fleisch spart er aus. Zuhause sind ihm die Regeln wichtig, auch aus Rücksicht auf Gäste, die sich streng koscher ernährten. Beim Auswärtsessen darauf zu achten findet Michael für sich persönlich aber zu umständlich. Außerdem fühlt er sich unhöflich, Essen abzulehnen, vor allem bei nichtjüdischen Gastgeber_innen. Hinter den Speisegesetzen, sagt er, steht vor allem der Gedanke, Essen nicht als selbstverständlich anzusehen und darüber zu reflektieren.

Dieser Gedanke ist ihm wichtig und er gibt sich Mühe, das auch zu befolgen und kurz innezuhalten – auch wenn es nur ein schnelles Brot zwischen zwei Vorlesungen ist. Auch Michaels Familie ist weniger religiös als er selber. Es sei heute weit verbreitet, sagt er, dass junge Leute sich zusammenschließen und ihre Religiosität unabhängig von der Familie entwickeln. Das sei geradezu einend für die jüngere jüdische Generation.

Insgesamt hat ihre Religion für beide mehr Auswirkung auf die Freizeitgestaltung als auf das Studium. „In der Mensa kann man ja auch sitzen, ohne mitzuessen", sagt Raphael. Freitagabend und Samstag aber sind für den Schabbat reserviert, den wöchentlichen Ruhetag. An ihm darf man (im weitesten Sinne) nicht arbeiten oder öffentliche Verkehrsmittel benutzen. Auch hier gibt es Unterschiede: So erlaubt Michael sich „kleine profane Tätigkeiten", wie Geschirrspülen. Mit Freund_innen treffen geht in dieser Zeit natürlich auch nicht. Das ist zum Teil lästig, wenn man dadurch beispielsweise Geburtstage verpasst.

Feiertage, an welchen ähnliche Regeln gelten, fallen aber auch öfter unter die Woche. Es lassen sich zwar kleine Schlupflöcher finden, um in Raphaels sehr anstrengenden Studiengang nicht zu oft zu fehlen, aber er würde die Regeln auf keinen Fall übertreten. Da nimmt er auch schon mal in Kauf, einen Kurs im nächsten Semester zu wiederholen. Michael sieht das ähnlich und würde eine Prüfung lieber verschieben. Viele Dozent_innen erweisen sich da jedoch als „nicht kulant", was ihn eher enttäuscht.

Wie fühlt es sich an, so viel mehr im Alltag beachten zu müssen als die Kommiliton_innen? „Natürlich ist es anstrengend", sagt Raphael. Wir treffen uns kurz nach Schawuot, einem mehrtägigen Fest. „Das sind drei Tage Fußball-EM, die ich verpasst habe!" Doch er trauert „Verpasstem" nicht nach. Die Regeln gehören für ihn mittlerweile einfach dazu. Auch Michael findet es angenehm, einmal die Woche richtig abschalten zu können – wortwörtlich, denn Smartphones und Computer sind am Schabbat auch nicht erlaubt. Dadurch habe Michael sich zu einem sehr pünktlichen Menschen entwickelt. Seine Freunde würden es sehr schätzen, dass er sich nicht auf sein Handy verlässt, um kurzfristig Treffpunkte zu ändern.

Insgesamt findet Michael seinen Alltag gar nicht so anders als den seiner Kommiliton_innen. Dadurch, dass das Studium und das Unileben so selbstständig organisiert seien, hätte jeder seine eigenen Termine zu beachten, da würde man nicht stark auffallen. Raphael sagt schmunzelnd, dass er vor allem meistens mehr Sachen mit sich herumschleppen muss, z.B. sein selbstgemachtes Essen oder seinen Gebetsschal, wenn er morgens in der Synagoge war. Die nichtjüdischen Kommiliton_innen reagieren meistens mit Interesse und Nachfragen. Negative Reaktionen gibt es eher selten. Allerdings würde Michael sich wünschen, dass Leute öfter über das eine Mal hinausfragen und echtes Interesse zeigen.



«Wissenschaftlichkeit ist nicht gleich Laizismus»



Prof. Dr. Matthias Reményi ist Juniorprofessor für systematische Theologie im Seminar für katholische Theologie an der Freien Universität Berlin. Im Interview mit Helena Raspe gibt er uns spannende Impulse zu kontroversen Debatten rund um das Spannungsfeld Universität und Religiosität.

In welchem Umfang wird katholische Theologie an der Freien Universität Berlin gelehrt?

„Das Seminar für katholische Theologie wurde schon Ende der 50'er Jahre gegründet und ist stetig gewachsen. In den 80'er, 90'er Jahren hatte das Seminar für katholische Theologie sogar vier Professuren. Durch verschiedene Umstände sind diese immer weiter abgeschmolzen, sodass wir im Moment nur noch über eine ordentliche Universitätsprofessur für biblische Theologie verfügen. Zusätzlich gibt es zwei Juniorprofessuren, jene der Kollegin Middelbeck-Varwick für systematische Theologie mit Schwerpunkt auf dem interreligiösen Dialog, in ihrem Fall christlich-muslimischen Beziehungen, und meine für systematische Theologie in der Breite des Fachs. Wir drei sind im Moment der eher kleine Kernbestand des Seminars der Katholischen Theologie. Ich würde mir weitere Kolleg_innen wünschen, die in die selbe Richtung denken und arbeiten, denn in erster Linie handelt es sich um einen Ort, an dem man gut und interdisziplinär arbeiten kann."

Warum wurde das Evangelische Institut für Theologie der FU 2009 abgeschafft?

„Es wurde aufgelöst mit dem Grund, dass es an der Humboldt-Universität eine große Fakultät für evangelische Theologie gibt, im Großraum Berlin-Brandenburg jedoch kein Äquivalent für die katholische Theologie. Die nächste katholische Fakultät ist erst in Erfurt. Insofern haben wir hier mit unserem Seminar ein Alleinstellungsmerkmal."

Sollte sich die FU um die Schaffung eines Instituts für islamische Theologie bemühen?

„Einerseits haben wir hier eine starke und traditionsreiche Islamwissenschaft. Diese ist aber dezidiert nicht religiös und stärker kulturwissenschaftlich und historisch aufgestellt und legt viel Wert auf dieses Profil. Ich kann mir kein Urteil darüber bilden, wie islamische Theologie an die FU passen würde. Grundsätzlich halte ich die Einrichtung von Instituten für islamische Theologie für wichtig. Ob das an der HU, der FU oder der Universität Potsdam stattfindet, ist ein Politikum und hängt von vielen Faktoren ab, z.B. wie die Unis strategisch aufgebaut sind, von Abwehrreaktionen oder Sympathien innerhalb der bestehenden Fächerkulturen... Grundsätzlich ist es gut, dass in staatlichen Schulen islamischer Religionsunterricht angeboten werden kann."

Was halten Sie angesichts der Vielzahl aktueller globaler Religionskonflikte von der Fächerkombination Politikwissenschaft/Theologie?

„Dabei handelt es sich momentan um das Sprengkraftthema überhaupt: Terrorismus, Gewalt im Namen von Religion, Fundamentalismen in verschiedenster Couleur, das Hereinschwappen von religiösen Zerrbildern in die politische Gemengelage ist nicht zu übersehen. Wie die Möglichkeiten im Bezug auf das Studium von Religion und Politikwissenschaft sind, kann ich Ihnen nicht sagen, die allermeisten studieren bei uns auf Lehramt. Klar glaube ich, dass die beiden Wissenschaften vom Zugriff auf die Wirklichkeit her gar nicht so weit voneinander entfernt sind. Beide sind vom Selbstverständnis her nicht szientistisch orientiert, sondern betreiben Wissenschaft im Sinne einer methodisch fundierten Reflexion, deren Kriterien jederzeit offen liegen. Damit sind sie zugänglich für das Einbringen der 1. Person-Perspektive. Ein Politikwissenschaftler muss genauso lernen „Ich" zu sagen und seinen Standpunkt offenzulegen, wie ein Theologe auch. Das OSI hat eine gewisse Tradition. Ich glaube, man tut den Kolleg_innen nicht unrecht, wenn man sagt, es sei eher links orientiert, was ja auch ein bemerkenswertes Markenzeichen ist. Das heißt aber auch, dass Politikwissenschaft nicht von der deskriptiv-neutralen Adlerperspektive aus betrieben wird, sondern aus der Perspektive eines Betroffenen, eines homo politicus. Und bei der Theologie ist es genauso: Sie reflektiert ihr Wissensfeld aus der Standpunktperspektive heraus, hat aber, weil sie eine Wissenschaft ist, die Aufgabe, diese offenzulegen. So grenzt sie sich von den Naturwissenschaften ab, die auf Reproduzierbarkeit angelegt sind."

Was sagen Sie zu dem Vorwurf, Theologie sei als Wissenschaft getarnte Ideologie?

„Lesen Sie meine Bücher, und sagen Sie mir, wo sich dort Ideologie finden soll. Ich tue genau das, was jeder andere Geistes- und Kulturwissenschaftler auch tut. Ich arbeite in meinem Gegenstandsfeld, den Texten und Traditionen des religiösen Christentums, mit genau den gleichen Methodentools. Dabei versuche ich, hermeneutische Zugänge zu erschließen, sowie meinen Gegenstand mit analytischen philosophischen Ansätzen aus dem angelsächsischen Bereich in Kontakt zu bringen. Ich versuche zu verstehen, wie Sätze entstanden sind und verstanden wurden und welche Möglichkeiten wir mit unseren Denkformen und weltanschaulichen Hintergründen im 21. Jahrhundert haben, diese heute zu verstehen. Ich sage in jedem Seminar, es sei nicht meine Aufgabe, Studierende zu frommen Menschen zu machen, sondern sie anzuregen, den Gegenstand der katholischen Theologie mit dem heutigen methodischen Inventar zu reflektieren. Nicht religiöse Studierende, sowie Studierende anderer Religionen, die teilweise aus kulturwissenschaftlichem Interesse am Seminar teilnehmen, sind ganz bewusst inkludiert."

Sollten wir Gebetsräume schaffen oder sollte die Universität ein rein säkularer Raum sein?

„Die TU hat in vorauseilendem Gehorsam ihren Gebetsraum geschlossen. Das ist ein zweischneidiges Schwert. Einerseits ist es gut, wenn Universitäten einen Raum des Rückzugs, der Stille und Besinnung bereithalten, in dem klar wird, dass diese gnadenlose Leistungsorientierung der modularisierten Studiengänge nicht alles ist. Der Wert einer Person ist höher als die Leistungspunkte, die diese gesammelt hat. Andererseits kann es nicht sein, dass es Räume gibt, in denen archaische Geschlechterrollen oder Fundamentalismen fröhliche Urstände feiern, das darf nicht sein. In diesem Spannungsfeld steht die Universität. Mir selbst ist ein Gebetsraum nicht das primäre Anliegen, weil ich als katholischer Christ versuche, meine Arbeit insgesamt in einem christlichen Geist zu machen. Ich kann nicht zwischen einem Sonntagschristen und einem Wochentagsbürger trennen, das scheint mir schizophren zu sein. Ich versuche, meine Arbeit so redlich, transparent und methodisch fundiert wie möglich zu tun. Für Christen gibt es im Umfeld bereits viele religiöse Räume. Für Muslime besteht natürlich eine stärkere Dringlichkeit, diese Räume zu schaffen. Es darf nur nicht passieren, dass dann Stellwände Männer von Frauen trennen oder irgendwelche Handzettel kursieren: Die Scheu der Universitätsleitung in dieser Hinsicht kann ich gut nachvollziehen. Wissenschaftlichkeit ist für mich nicht gleich Laizismus, „säkularer Raum" heißt nicht, alle Weltanschauungen und Lebensformen zu verbannen. Wenn man religiöse Räume schafft, muss dies auf eine Weise geschehen, die mit den Grundsätzen 'Freiheit, Gerechtigkeit und Wissenschaftlichkeit' einer Universität vereinbar ist."

Was sind ihre persönlichen Wünsche für diesen Fachbereich?

„Ich würde mir wünschen, dass man auf dem Weg der Konsolidierung der Theologie voranschreitet und dass man dieses Fach wieder so stabilisiert, dass hier eine gute Ausbildung von Religionslehrer_innen stattfinden kann."

Karriereschmiede mit Wertefundierung

Staatliche Universitäten verstehen sich meist als säkularer Raum, in dem der Glaube und die Religionszugehörigkeit der Studierenden unsichtbar bleiben. Es gibt jedoch auch Studierende, für die der Glaube einen wichtigen Teil des Unilebens darstellt und die sich unabhängig von ihrem gewählten Studienfach aktiv mit ihrer Religion auseinandersetzen. Möglich ist das in religiösen Studienstiftungen, wie etwa dem Cusanuswerk. Neben der ideellen und einer geistlichen Förderung werden die Stipendiat_innen großzügig finanziell unterstützt.

Von Claudia Zink

Ria studiert Medizin, Stefanie Internationale Not- und Katastrophenhilfe. Was die beiden verbindet ist ihre Religionszugehörigkeit: Beide sind katholisch. Doch hier hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Ria ist mit ihrem Glauben aufgewachsen und sagt über sich selbst, dass sie sich in der katholischen Kirche „fast immer zu Hause gefühlt" hat. Der Kirche als Institution steht sie allerdings durchaus kritisch gegenüber und fühlt sich eher mit den Menschen verbunden, die die Kirche gestalten. Zudem betont sie, dass sie sich neben dem katholischen Glauben wahrscheinlich „auch in vielen anderen Religionen wohlSfühlen und wiederfinden könnte". Dagegen sagt Stefanie von sich selbst, dass sie in einem atheistisch geprägten Umfeld lebt und ihr Glaube lange Zeit keine Rolle in ihrem Leben spielte.

Das änderte sich erst im Laufe ihres Studiums – denn Stefanie ist genau wie Ria Stipendiatin des Cusanuswerks, des Begabtenförderungswerks der katholischen Kirche in Deutschland. Das Cusanuswerk fördert nur Studierende katholischen Glaubens und erwartet unter anderem von den Bewerber_innen, dass sie „ihren eigenen Glaubensweg ernst nehmen, die Kirche gestalten, mit ihr leben und sich aus ihrem Glauben heraus für andere einsetzen". Neben einem interdisziplinär angelegten Bildungsprogramm bietet das Cusanuswerk auch konkrete geistliche Angebote wie gemeinsame Andachten und Gebete. Teil des Programms sind auch Kurswochen und Besinnungswochenenden zu religiösen Themen, Gruppen geistlicher Begleitung an den Hochschulen, Pilgerreisen und Einblicke in das Klosterleben auf Zeit.

Ria betont, dass die Teilnahme an sämtlichen geistlichen Angeboten des Cusanuswerks im Gegensatz zum Bildungsangebot der Stiftung freiwillig ist und die Stipendiat_innen selbst entscheiden können, wie sie ihren Glauben leben. Allerdings geht sie zugleich davon aus, dass eine Aufnahme in die Stiftung schwierig werden dürfte, „wenn man sich gar nicht mit dem christlichen Glauben auseinandersetzt." Dagegen unterstreicht Stefanie, dass es den Stipendiat_innen „offen gelassen wird, ob sie sich mit ihrem und anderen Glaubensrichtungen auseinandersetzen wollen oder nicht". Sie selbst betrachtet das Cusanuswerk als „eine vielfältige und interdisziplinäre Fortbildungsplattform", die ihr die Möglichkeit gibt, sich mit ihrem Glauben offen auseinanderzusetzen. Im Zuge des Stipendiums ist der Glaube in ihrem Leben wieder präsenter geworden – auch wenn sie keine regelmäßigen religiösen Veranstaltungen im Kontext der Förderung besucht und der katholischen Kirche als Institution sehr kritisch gegenübersteht.

Anders als für Stefanie spielt für Ria Religion in Alltag und Studium eine wichtige Rolle. Sie betont, dass der Glaube an Gott ihr in ihrem Leben schon oft Kraft geschenkt hat und ihr auch in ihrem Studium hilft, ethische Fragen für sich ein Stück weit zu beantworten. In ihrem Medizinstudium ist sie oft mit ethischen Fragen, etwa in Bezug auf Sterbehilfe oder Schwangerschaftsabbrüche, konfrontiert, die sie nach ihrem Glauben – und nicht etwa nach Lehrmeinung der katholischen Kirche – für sich beantwortet. In diesem Zusammenhang empfindet sie auch den Austausch mit anderen Studierenden, die ähnlich glauben und mit den gleichen Fragen konfrontiert sind, als große Bereicherung.

Beide Stipendiat_innen haben von der Förderung sehr profitiert. Während Stefanie neben dem finanziellen Aspekt vor allem den Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung schätzt, erzählt Ria von fundierten, fächerübergreifenden Diskussionen, die den eigenen Horizont erweitern, und „interessanten Menschen mit spannenden Ideen und Biografien", die sie beim Cusanuswerk kennengelernt hat. Auch auf Nachfrage nennt keine der beiden Nachteile an der Studienförderung durch ein religiöses Begabtenförderungswerk. So hat sich etwa Stefanie für das Cusanuswerk entschieden, da sie sich keinem der politisch gebundenen Förderwerke zugehörig fühlt und die Studienstiftung des deutschen Volkes für ihren Geschmack zu elitär wirkte.



Glaube, Geld und Wissenschaft – vor allem für die Stipendiat_innen religiöser Studienstiftungen stellt das keinen Widerspruch dar.

Infobox zu Studienstiftungen:

Nicht nur das Cusanuswerk verbindet finanzielle und ideelle Förderung für einige ausgewählte Studierende mit einer Bindung an bestimmte Werte. In den Worten des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) bilden die Begabtenförderungswerke „die verschiedenen weltanschaulichen, religiösen, politischen, wirtschafts- oder gewerkschaftsorientierten Strömungen in Deutschland ab".

Das BMBF unterstützt insgesamt 13 Begabtenförderwerke, die von unterschiedlichen Organisationen oder Personengruppen getragen werden oder ihnen nahestehen:

- Avicenna Studienwerk (muslimische Persönlichkeiten)
- Cusanuswerk (katholische Kirche)
- Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (jüdische Persönlichkeiten)
- Evangelisches Studienwerk Villigst (evangelische Kirche)
- Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD-nah)
- Friedrich-Naumann-Stiftung (FDP-nah)
- Hanns-Seidel-Stiftung (CSU-nah)
- Hans-Böckler-Stiftung (DGB)
- Heinrich-Böll-Stiftung (Grünen-nah)
- Konrad-Adenauer-Stiftung (CDU-nah)
- Rosa-Luxemburg-Stiftung (Linken-nah)
- Stiftung der Deutschen Wirtschaft (BDA)
- Studienstiftung des deutschen Volkes

Mehr Infos unter: www.stipendiumplus.de

Mach dir das OSI, wie es dir gefällt

Gesine Wittrich hat mit Leon Senner über eine neue Veranstaltung zur Lehrplanung gesprochen. Er sitzt sowohl in der Fachschaftsinitiative (FSI OSI) als auch in der Ausbildungskommission des OSI (ABK Lehre).

Viele Studierende zeigten sich in den letzten Jahren unzufrieden mit dem Angebot des OSI, vor allem aufgrund der Abwesenheit aktueller Themen, wenig kritischer Theorie oder der generellen, durch die Studienreform 2011 verursachten Abnahme von Seminarangeboten.

Die FSI OSI nahm sich diesem Problem an und stellte bei Recherchen fest: Eigentlich war es am Institut Tradition, dass sich jedes Semester eine breite Studierendenschaft traf, um über die Inhalte am OSI zu diskutieren. Diese Tradition soll nun wieder aufgenommen werden.

Gegen Ende des Sommersemesters 2015 fand zum ersten Mal eine Veranstaltung zur Beteiligung der Studierenden bei der Lehrplanung für das SoSe 2016 statt, welche jedes Semesterende wiederholt werden soll. Die Initiative hierzu ging von den Studierenden in der Ausbildungskommission des OSI aus.

Studierende können diese besuchen, um ihre Vorschläge für die Lehrplanung zu äußern. Die Forderungen werden gesammelt und an die Lehrplanung übergeben. So soll garantiert werden, dass die Interessen der Studierenden ausschlaggebend für die Themen der Seminare sind.

Besonders häufig wurden folgende Inhalte gefordert: Postkolonialismus, kritische Theorie, Migration, Feminismus, Marx. Weiterhin wurde vermehrt vorgeschlagen, die Methodenvermittlung zu verbessern.

Die Lehrplanung ist dabei eigentlich den verschiedenen Arbeitsbereichen überlassen, welche deckungsgleich mit den Modulen "sind (Politische Theorie, Regionale Politikfeldanalyse,etc.)." Für die Bereiche Sgibt es jeweils eine_n Bereichskoordinator_in, meist ein_e wissenschaftliche Mitarbeiter_in der/ des jeweilige_n Leiter_in des Arbeitsschwerpunkts.

Bei der Organisation der Lehrveranstaltungen ist meist der Forschungsschwerpunkt des Arbitsbereiches ausschlaggebend, da dessen Mitarbeiter_innen den Großteil der Lehre ausmachen sollen. Jedoch können Lehraufträge auch an Personen außerhalb der Universität delegiert werden.

Letztlich bleibt es den Bereichskoordinator_innen überlassen, ob die Wünsche der Studis in die Lehrplanung einfließen. Leon Senner zieht eine positive Bilanz der ersten Veranstaltung: "Besonders in Politische Theorie kam es zu einer guten Zusammenarbeit, was schon allein am breiteren Angebot zu erkennen ist."

Schade findet er dagegen, dass die Bereichskoordinator_innen von Politisches System der BRD keine einzige Verbesserung vornehmen wollen. Zu der zweiten Versammlung im WiSe 15/16 erschienen sie nicht.

Der Termin für dieses Semester wird bald bekannt gegeben. Überlegt euch bis dahin, was ihr im Vorlesungsverzeichnis unbedingt lesen wollt und gestaltet aktiv die Lehre mit – eine leider seltene, aber tolle Sache!

"Alle sind tausendmal besser als ich"

"Minderwertigkeitsgefühle, Leistungsdruck, Anonymität... Viele Studierende fühlen sich durch ihren Unialltag emotional belastet." Bei vielen Studierenden hinterlässt der stressige Unialltag tiefe Spuren. Doch psychische Krankheiten werden an der Uni selten thematisiert, denn sie sind immer noch mit einem Stigma behaftet. Aber wie viele Studierende leiden tatsächlich an psychischen Problemen – und was tut die Uni, um ihnen zu helfen?

Von Klara Hippler

"Damals in der Schule war ich immer einer der Besten, ich habe kaum an meinem Können gezweifelt" erzählt eine Kommilitonin und stochert in der wässrigen Gemüselasagne der Mensa herum „Aber jetzt in der Uni bin ich gefühlt einfach eine der Schlechtesten, alle sind tausendmal besser als ich." Die Gruppe nickt. „Ich traue mich nicht einmal in Seminaren zu reden, weil ich Angst habe, dumm zu klingen" fügt ein Kommilitone hinzu. Solche und ähnliche Gespräche überhört man leider nur allzu oft an der Uni. Sie deuten oft auf tieferliegende psychische Probleme der Studierenden an, die meist nicht diagnostiziert sind. Der Unterschied zwischen Schule und Studium könnte kaum größer sein und manche fühlen sich von dem Wissen, mit welchem Kommiliton_innen in Seminaren um sich werfen, überwältigt. Als Konsequenz fühlt man sich schnell fehl am Platz. Gedanken wie: „Sicherlich gab es bei der Zulassung einen Fehler? Schließlich bin ich doch viel zu blöd um hier zu sein..." schwirren einem durch den Kopf. Diese Art zu Denken ist ein typisches Anzeichen des sogenannten „Hochstapler-Syndroms". Der Begriff bezeichnet ein psychologisches Phänomen, bei dem Betroffene unfähig sind, ihre Erfolge zu verinnerlichen. Trotz offensichtlicher Beweise für ihre Fähigkeiten sind sie davon überzeugt, dass sie sich ihren Erfolg erschlichen und somit nicht verdient haben. Von anderen als Erfolge angesehene Leistungen werden von den Betroffenen mit Zufall oder mit der Überschätzung der eigenen Fähigkeiten durch andere erklärt. Am häufigsten sind Frauen und Minderheitsgruppen betroffen, da sie dazu tendieren, ihre Misserfolge internen Faktoren zuzuschreiben. Um die Störung zu bekämpfen wird meist eine kognitive Verhaltenstherapie angewendet. Aber da das Syndrom ist schwer zu diagnostizieren, da es erst seit kurzem wissenschaftlich erforscht wird. Außerdem ist es für die Betroffenen schwer einzuschätzen, ob sie nur unter einem schwachen Selbstwertgefühl leiden oder an einer psychischen Krankheit.

Im Wintersemester 2015/2016 waren 36,674 Studierende an der FU eingeschrieben, womit die FU zu einer der größten Universitäten in Deutschland zählt. Mehr als die Hälfte aller Studierenden an der FU haben außerdem ihr Abitur außerhalb Berlins erworben. Da kann es schnell passieren, dass man sich als Neuankömmling in der größten Stadt Deutschlands verloren und alleine fühlt. Hinzu kommt, dass die Universität nur spärlich Möglichkeiten anbietet, neue Leute kennenzulernen - es gibt kaum offizielle Erstiveranstaltungen und auch keine Clubs, in denen sich Studierende mit ähnlichen Interessen zusammentun und austauschen könnten. Kombiniert mit überfüllten Vorlesungssälen und Seminaren kann es oft sehr schwer sein, hier Anschluss zu finden. Als Konsequenz können sich psychische Krankheiten wie Depressionen oder Angststörungen entwickeln. Hilfe kann man an der FU in der Psychologischen Beratung finden. Fast 1, 000 Student_innen nutzen durchschnittlich jährlich diesen Service; der häufigste Anlass für den Besuch ist Diskriminierung, knapp gefolgt von Suizidgedanken. Das Beratungsjahrbuch 2014/15, herausgegeben von der Studien- und Psychologischen Beratung, stellt die verschiedenen Gründe für ein Aufsuchen der Studienberatung dar. In Protokollen der Erstgespräche berichten Studenten von Panikattacken ausgelöst durch Prüfungsängste, von ihren Selbstzweifeln und einfach nur ihrer Angst „vor allem."Die Psychologische Beratung bietet persönliche Einzelberatung, Workshops und eine Beratung via Online Chat an.

Eine Kommilitonin sagt: „Mit der Beratung war ich recht zufrieden. Die Psychologin war sehr sensibel und hilfsbereit. Sie hat mir bei der Suche nach einer Therapeut_in geholfen und die Formalien einer Beantragung erklärt. Außerdem konnte ich einen Folgetermin auszumachen und hatte auch die Möglichkeit, sie weiter zu kontaktieren."

Ein viel größeres Problem ist das Stigma, mit welchem psychische Krankheiten behaftet sind. Sie werden oft nicht als ernste Krankheiten angesehen und häufig auf „Faulheit" oder eine „kurzweilige Traurigkeit" reduziert. Die Kommilitonin stimmt diesem zu. „Ein größeres Problem war für mich zu realisieren, dass ich Hilfe benötige," erzählt sie. Besonders stark ist dieses Problem unter Männern, für welche es noch immer ein Tabu ist, Schwächegefühle auszudrücken. Außerdem bemüht die Uni sich kaum, über psychische Krankheiten aufzuklären oder auf die Beratungsangebote aufmerksam zu machen.

Abgesehen von ein paar Flyern, die an Orten wie dem Studierendenzentrum halbherzig verteilt liegen, und einer Seite auf der unübersichtlichen Homepage gibt es keinerlei Werbung für diesen Service. Es scheint als würde auch die Universität das Stigma weiterhin aufrechterhalten. Denn wie sollen Studierende, die Hilfe benötigen, diese erhalten, wenn sie nicht einmal wissen, dass die Universität diese Hilfe bieten kann? Hoffentlich wird die Universität die psychischen Probleme der Studierenden in Zukunft ernster nehmen und aktiv bekämpfen. Denn nur so kann die viel zu hohe Rate der diagnostizierten und nicht diagnostizierten psychischen Krankheiten der Studierenden gesenkt und dem Stigma entgegengewirkt werden.

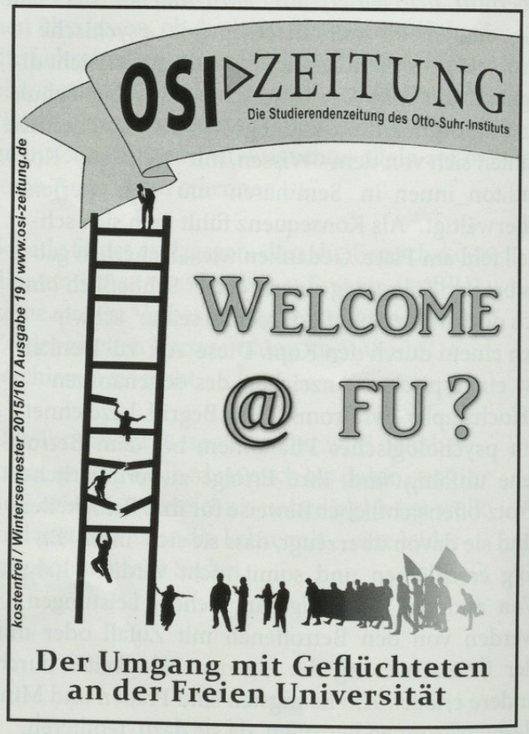
Willst du gerne

- Texte schreiben?
- Artikel layouten?
- Fotografieren?
- Eine Website mitgestalten?
- Marketing organisieren?

Du hast Lust bei uns mitzumachen?

osi-zeitung@gmx.de

osi-zeitung.de





Großes Europa, fernes Europa: Erasmus in Martinique

Die meisten von uns würden bei Erasmus vor allem England oder Frankreich denken – vielleicht auch an Osteuropa, aber bestimmt nicht an die Karibik. Aber ein Aufenthalt dort ist nicht nur möglich, sondern kann auch weit mehr als nur Partys und Surfen beinhalten. Ein Blick in einen ganz anderen Teil Europas.

Von Claire Schmartz

Seit dem Beginn meines Studiums der Französischen Philologie und Kulturwissenschaft an der HU wollte ich die Sprache und Literatur, die ich studiere, auch dort erleben und erlernen, wo sie im Alltag genutzt wird. Ein Austauschjahr im Rahmen des Erasmus-Programmes war dafür die ideale Gelegenheit. Das akademische Jahr 2015/2016 verbrachte ich an der Université des Antilles (im Folgenden UA) auf dem Pol Martinique. Mehr durch Zufall als durch Absicht hatte ich bei einer Einführungsveranstaltung von der Partnerschaft der HU und der UA erfahren. Erasmus hatte für mich immer nach Barcelona, Paris oder London geklungen, nach englischsprachigen Erasmus-Partys, und Martinique klang viel spezifischer nach dem, was mich interessierte.

Martinique ist ein französisches Überseedepartement, ein Département d'Outre-Mer, also ein Teil Europas. Ungefähr so groß wie mein Heimatland Luxemburg, liegt die Insel Martinique in der Karibik zwischen den Inseln Dominica und St. Lucia und hat rund 400.000 Einwohner, größtenteils afrikanischer, aber auch syrischer, indischer, chinesischer und europäischer Herkunft, was der französischen Kolonialherrschaft in der Karibik geschuldet ist. Gesprochen wird Französisch und Créole martiniquais, eine Kreolsprache mit afrikanischen und französischen Wurzeln. Meine Wahl für das Austauschjahr war auf Martinique gefallen, da mich die regionalen Besonderheiten des Französischen, postkoloniale Literatur sowie die kulturellen Praktiken und Gewohnheiten dieses Teils von Frankreich interessierten, der durch den Atlantik von Europa getrennt und dennoch ein Teil davon ist.

Das Semester begann nach dem für Erasmus üblichen Papierkrieg bereits im September. An der UA angekommen, wurden die Austauschstudenten, die überraschenderweise vor allem von deutschen Universitäten kamen, von Anfang an hervorragend begleitet: Man führte uns über den überschaubaren Campus, erklärte die gut ausgestattete Bibliothek und Mediathek, zeigte uns das Studentenwohnheim, die günstige und üppige Mensa, das fabelhafte Sportangebot, welches für Austauschstudenten kostenlos ist und nicht nur Surfen, Wakeboarding oder das martinikanische Yole-Segeln, sondern auch Wanderungen oder sogar Canyoning anbietet.

Angekommen durfte ich meinen Stundenplan erst mal komplett umkrempeln – und das auch nicht zum letzten Mal. Die Kurse, die ich ausgesucht hatten, hießen teilweise anders, fanden nicht oder zu anderen Zeiten als anfangs angegeben statt. Nach den ersten zwei Wochen ergab sich auch, dass verschiedene Kurse inhaltlich teilweise identisch waren. Das gleiche Spiel wiederholte sich zum zweiten Semester, wo ich mit etwas mehr Kaltblütigkeit und Erfahrung auf spontane Änderungen und erst Wochen später beginnende Kurse reagieren konnte.

Insgesamt unterscheidet sich das französische Bildungssystem stark von dem deutschen, und erschien mir sehr verschult. Frontalunterricht ist ein wichtiger Bestandteil, auf dem auch die Klausuren beruhen. Sich zu Hause vorzubereiten oder Texte durchzuarbeiten wird von den Studenten eher selten gefordert. Die Anforderungen für Recherchen oder akademisches Arbeiten werden auch dadurch gemindert, dass keine Hausarbeiten geschrieben werden. Man merkte außerdem, dass die UA noch eine junge Universität ist. Kurse waren zum Teil chaotisch organisiert, fiel einer aus, erfuhr man das erst vor Ort am schwarzen Brett, Prüfungstermine wurden mehr oder weniger spontan festgelegt und geändert. Besonders die Kurse für die ersten Jahrgänge mussten sich zudem mit der Lustlosigkeit eines überraschend großen Teils der Studierenden auseinandersetzen. Auch die oberen Jahrgänge dünnten aus, was die Anzahl der Studierenden betrifft.

Der riesige Vorteil des Erasmus-Programmes beruhte für mich darin, dass ich mir Kurse aus unterschiedlichen Jahrgängen und unterschiedlichen Fachbereichen anrechnen lassen konnte. Und so konnte ich voll von einer der Stärken der UA profitieren: Kurse, die regionale Themen behandeln. Für mich bestand in diesen Kursen der größte (akademische) Wert meines Austauschjahres. Es gab unter anderem einen Kreol-Kurs für Austauschstudenten (eines der besten Worte ist bondamanjak, eine Chilischote, die so heiß ist wie der Bonda von Man Jak, das heißt: der Hintern von Madame Jacques).

Es gab Kurse, die die Literaturgeschichte der Karibik, Haitis, Französisch-Guyanas oder Martiniques behandeln. Ich besuchte Kurse zu den regionalen Besonderheiten des Französischen und setzte mich viel intensiver als an der HU mit der Größe und Vielfalt des französischen Sprachraumes auseinander - was in meinen Augen in dem europazentrierten Kanon klassischer französischer Literatur(wissenschaft) oft kurz kommt. Für die Gegenwart der Sprache ist diese Vielfältigkeit sehr wichtig und erklärt sich aus der Geschichte, die auch ein wichtiger Teil der Geschichte Europas ist

Auch das Leben auf Martinique war neu. Ich blieb ein ganzes Jahr, was mir erlaubte, die Insel und seine Bewohner kennenzulernen, aber auch die Feste wie z.B. den Karneval. Nur für ein Semester wegzugehen wäre mir viel zu kurz gewesen. Ich lebte in einem Studio bei einem martinikanischem Ehepaar, die mich auf Wanderungen oder zum Grillen mitnahmen und mich an Weihnachten zu typischen "chanté noëls" einluden, wo Kokos-Punch getrunken und getanzt wurde. Diese Herzlichkeit trug dazu bei, dass ich mich schnell zuhause fühlte.

Allerdings ist es erstaunlich teuer, auf Martinique zu leben, besonders bei den Lebensmitteln fühlt man das schnell. Selbst Obst und Gemüse die auf Martinique wachsen und man auf dem Markt kauft, sind oft nicht günstiger als die Produkte im Supermarkt, die (fast) allesamt über Festland-Frankreich importiert werden. Viele Erasmusstudenten arbeiteten als Touristenführer für die Kreuzfahrtschiffe, die tagtäglich in der Hauptstadt Fort-de-France einliefen, ein kleiner Nebenverdienst.



Für mich war es auch wichtig, von meiner Zeit auf Martinique zu profitieren und außer dem Campus, der Universitätsschrank Schoelcher und Fort-de-France auch die Insel und ihre Natur zu erkunden. Martinique ist eine wunderschöne Insel mit wilder Natur, flacher im Süden mit palmumsäumten Stränden und bergig um den Vulkan Pelée im Norden,mit dichtem Regenwald und unzähligen Wanderwegen. Zudem habe ich sehr viele freundliche Menschen kennen gelernt und eine neue Art der Ruhe und Gemütlichkeit. Vieles verläuft mit einer Langsamkeit, an die man sich erst gewöhnen muss, aber dann tut sie einem sehr gut.

Es ist unglaublich, auf dieser Insel zu wohnen. Manchmal fühlt es sich vertraut an: Krankenversicherung, passloses Einreisen oder Bezahlen mit dem Euro. Aber es ist nicht Festlandfrankreich.Es gibt Hurrikanes und es gab Zika, es wählte, im Gegensatz zu Festlandfrankreich, kaum jemand den Front National. Die Märchen und Spukgestalten der Insel sind Zombies. Eine spezielle Anordnung von Kräutern im Garten, im "jardin creole", kann Geister abwehren. Als ich krank war kochte mir meine Gastmutter Tee mit Honig aus verschiedenen Kräutern aus dem Garten, aber der wichtigste Bestandteil war ein kräftiger Schuss Rum. Manchmal gibt es auf der ganzen Insel kein Benzin, und Busse gibt es ohnehin kaum. Martinique ist aber auf keinen Fall nur Blumen, exotische Früchte und Kolibris, genau so wenig wie die Universität nur Strand und Palmen ist. Diese Vorstellung wäre veralteter Exotismus. Es ist eine Gegend mit einer eigenen, wichtigen Geschichte und mit einer besonderen Beziehung zu Festland-Frankreich und zu seiner geographischen Lage.
Für mich war mein Auslandsaufenthalt ein voller Erfolg: Es war eine Gelegenheit, im Rahmen meines Studiums meinen Blick zu erweitern und durch die Länge meines Aufenthaltes am Leben auf Martinique teilzuhaben. Es war auf jeden Fall kein verlängerter Strandurlaub, sondern ein Entdecken von Facetten, die auf Postkarten nicht gezeigt würden. Es lohnt sich, den Mut zu haben, weiter weg zu gehen, wo Europa sich nicht so ähnlich ist. Für mich war es zudem der perfekte Angelpunkt, um auch die umherliegenden Inseln zu besuchen. Man sollte nur kein Heimweh bekommen, denn die Zeitverschiebung - und die Distanz - sind groß. Aber auch der Gewinn, mit einem gewissen Ziel und Mut Neues zu erleben.





Wenn Geschichte politisch wird

Die Aufarbeitung der Vergangenheit ist in Deutschland heute ein Teil unseres Alltags. Aber ist das so selbstverständlich? In Situationen gesellschaftlichen Umbruchs und politischer Krisen ist Geschichte für alle Parteien ein wichtiges Instrument, um ihre Standpunkte zu stärken und Handlungen zu rechtfertigen. Dabei geraten Akteure, die sich mit Aufarbeitung beschäftigen, oft zwischen die Fronten. Ein Portrait der russischen NGO Memorial, einer Organisation an der Schnittstelle zwischen Geschichte und Zeitgeschehen, Aufklärung und Engagement.

Von Yulia Kudryavitskaya

Kurz vor Ende der Sowjetunion ist es so weit: Im Zuge der **Perestroika** wird 1987 die Gründung von nichtstaatlichen Organisationen legalisiert, zahlreiche Initiativen und Vereine werden ins Leben gerufen. Eine von ihnen ist Memorial – eine Initiative, die sich endlich mit der Aufarbeitung der Repressionen durch das kommunistische Regime beschäftigen und seine Opfer rehabilitieren will.

Bis dahin hatte es in der Sowjetunion wenig Aufarbeitung gegeben. Obwohl es in den 1950/60er Jahren unter **Chruschtschow** eine Politik der **Entstalinisierung** gab, kam die Entwicklung ab den 70er Jahren ins Stocken. Bis zum Ende der Sowjetunion wurde Stalin in der Schule kaum behandelt. Doch die Perestroika stellt alles auf den Kopf. So erreicht Memorial schon kurz nach seiner Gründung, dass der 30. Oktober als „Tag zum Gedenken an die Opfer der politischen Repressionen" festgelegt wird. Außerdem wird durch ihre Bestrebungen im Zentrum Moskaus der **„Solowezki Stein"** als Denkmal für die Opfer aufgestellt.

Heute, nach fast 30 Jahren, hat sich die Bürgerinitiative zu Memorial International entwickelt, einer Dachorganisation mit Sitz in Moskau, die über 50 eigenständige Organisationen unter sich vereinigt. Neben mehr als 40 russischen Zweigstellen gibt es auch "Memoriale" in Paris, Mailand, Odessa - und Berlin. Auch der Tätigkeitsbereich hat sich seitdem um einiges erweitert. Wichtig ist die soziale Hilfe für Überlebende des **GULag**. Außerdem gehört zu der Organisation das „Zentrum für Beobachtung von Menschenrechten".

Perestroika: *Umgestaltung und Modernisierung des Sowjetsystems unter Michail Gorbatschow (1985 – 1991)*

Nikita Chruschtschow: *Regierungschef der Sowjetunion von 1958 bis 1968. Unter ihm kam es zu eine kurze Periode einer offeneren Politik. Zu dieser gehörte auch die Entstalinisierung.*

Entstalinisierung: *Abbau des Stalinismus nach dem Tod Josef Stalins, darunter Kritik am Persönlichkeitskult.*

Solowezki-Stein: *Denkmal am Lubjanka Platz. Der Stein stammt von den Solowezki-Inseln, auf welchen sich von 1920 bis 1939 ein großes Häftlingslager befand. Dieses gilt als Vorbild für den GULag.*

GULag: *Die Abkürzung steht zu Deutsch für „Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager und -kolonien". Das System existierte von 1930 bis 1956. In diesem Zeitraum starben dort über 2,7 Millionen Menschen. Zu den Häftlingen gehörten auch viele „Klassenfeinde" und politisch Andersdenkende, wie z. B. Alexander Solschenizyn.*

Doch die zentrale Aufgabe bleibt für Memorial die geschichtlich-aufklärerische Arbeit. Es gibt zahlreiche Publikationen der Organisation, z.B. Listen von Verhafteten und Geheimdienstmitarbeitern aus der Zeit des **Großen Terrors** und Chroniken der **Tschetschenienkriege**. Daneben werden zahlreiche Veranstaltungen und Ausstellungen organisiert. Eines der bekanntesten Projekte aber heißt „Letzte Adresse". Ähnlich den Stolpersteinen werden in ganz Russland Gedenktafeln an den letzten Wohnorten jener angebracht, welche den Repressionen zum Opfer fielen. Dabei ist es Memorial wichtig, dass alle Bewohner_innen des Hauses der Anbringung zustimmen. Insgesamt legt die Organisation darauf Wert, alle ihre Aktionen offiziell genehmigen zu lassen und mit der Öffentlichkeit zusammenzuarbeiten.

Doch die Öffentlichkeit reagiert nicht immer offen. So löste die Ausstellung "Verschiedene Kriege" eine Welle der Empörung aus. In ihr wurden Schulbücher aus Ländern wie Deutschland, Polen und Italien verglichen, um die verschiedenen Erinnerungskulturen an den Zweiten Weltkrieg zu veranschaulichen. Ein prominenter russischer Fernsehsender übertrug eine Reportage aus der "unpatriotischen" Ausstellung. Es hieß, Memorial wolle den Sieg der Sowjetunion verleumden.

Es gibt zwei Gründe für diese Reaktion. Der erste ist die ambivalente Stellung der Sowjetära im heutigen Russland. Von offizieller Seite gibt es einerseits Versuche einer Aufarbeitung der Verfolgungen, z.B. im Staatlichen GULag Museum. Andererseits ist die Politik um eine Kontrolle des Geschichtsbildes bemüht, aktuell mit dem geplanten Einheitsschulbuch für Geschichte. Auf gesellschaftlicher Seite lässt sich in den letzten Jahren ein klarer Anstieg von patriotischen (und auch nationalistischen) Stimmungen verzeichnen. Bedingt hier die patriotische Gesellschaft die Politik oder die patriotische Politik die Gesellschaft?
Sicher ist, dass dabei der Sieg im **"Großen Vaterländischen Krieg"** in dieser Entwicklung eine zentrale Stellung einnimmt. Er ist das Symbol für nationale Größe, wirkt geradezu identitätsstiftend. Der 9. Mai wird als „Tag des Sieges" jedes Jahr mit immer aufwendigeren Feierlichkeiten begangen. Die Bedeutung der Repressionen, der Erschießungen, des GULags wird deshalb oft relativiert. Stalin, der Mann an der Spitze der siegreichen Sowjetunion, ja sogar die ganze Epoche des großen Sieges - für viele ist es schwierig, eine kritische Aufarbeitung dessen zu akzeptieren, was für sie die Hauptquelle ihres Nationalstolzes darstellt.

Der zweite Grund: Memorial nimmt, wie viele andere NGOs, Fördergelder aus dem Ausland an. Doch seit einigen Jahren ist dies für Organisationen, welche sich politisch betätigen, durch das sogenannte "Agentengesetz" verboten. Das Gesetz soll Versuche abwenden, auf die politische Landschaft Einfluss zu nehmen oder gar die Regierung zu stürzen. Zwar steht in dem Gesetzestext, dass "wissenschaftliche [und] kulturelle [...] Tätigkeiten" nicht als politisch gelten. Doch der Begriff "politische Tätigkeit" wird nicht näher definiert – und spätestens seit dem Ausspruch "Das Private ist politisch" ist klar, dass sich beinahe jede Handlung und Äußerung als politisch interpretieren lässt.

Großer Terror: *Eine Säuberungskampagne von 1936-1938, die von Josef Stalin veranlasst wurde und für ihre Schauprozesse bekannt war. Über eine Million Menschen wurden verhaftet, von denen ca. die Hälfte erschossen und die andere im GULag inhaftiert wurde.*

Tschetschenienkriege: *Zwei Kriege (1994-1996 und 1999-2009) zwischen den russischen Streitkräften und tschetschenischen Rebellen.*

Großer Vaterländischer Krieg: *Russische Bezeichnung für den Deutsch-Sowjetischen Krieg 1941-1945.*

Zu der Vielzahl von NGOs, die nun als ausländische Agenten bezeichnet werden, gehören auch einige Teile von Memorial, zum Beispiel Memorial Jekaterinburg. Memorial International ist als Dachorganisation (noch) außer Gefahr, da gerichtlich beschlossen wurde, dass eine internationale Organisation logischerweise kein ausländischer Agent sein kann. Die Bezeichnung als "Agent" hat zum einen ganz praktische Konsequenzen: Die NGOs dürfen nicht mehr mit Behörden zusammenarbeiten und werden durch diverse Geldstrafen faktisch zur Schließung gezwungen..Zum anderen dient das Gesetz vor allem dazu, die Organisationen zu diskreditieren. Das Wort "Agent" ist in Russland - ironischerweise - mit den Säuberungen des Stalinismus verbunden, löst Misstrauen und Angst aus.

Die Kombination dieser Faktoren führt zu der Auffassung, Memorial würde mit ausländischen Geldern gezielt die russische Geschichte entwerten. „Es ist schlecht, wenn ausländische Agenten uns unsere Geschichte mit dem Geld derer erzählen, welche schon immer gegen Russland gekämpft haben", besagt ein Kommentar auf ihrer Facebookseite. Es geht aber auch banaler: „Dreckshunde."

Sehr deutlich wurde diese Einstellung vor einigen Monaten. Memorial veranstaltet schon seit Jahren einen Schüler_innenwettbewerb. Die Teilnehmer_innen setzen sich in Essays mit der Geschichte ihrer Region oder ihrer Familie auseinander, entdecken Schicksale, die lange verschwiegen wurden. Der Wettbewerb soll das Geschichtsbewusstsein der Jugendlichen stärken und sie zum kritischen Denken anregen. Bei der diesjährigen Preisverleihung werden die angereisten Schüler_innen und Lehrer_innen jedoch von Mitgliedern der nationalistischen Gruppierung „Bewegung der nationalen Befreiung" erwartet. Diese werfen mit Eiern und Desinfektionsmittel und beschimpften sie gleichzeitig als "Faschisten" und "Juden".

Was steckt hinter den Vorwürfen? Tatsächlich erhält Memorial Gelder aus dem Ausland - von Organisationen wie National Endowment for Democracy, der australischen La Trobe University und der Heinrich-Böll-Stiftung. Inwiefern dies eine schädliche Einflussnahme darstellt, sei in den Raum gestellt. Ebenso die Frage, ob Forschung ohne internationale Vernetzung überhaupt noch möglich ist.

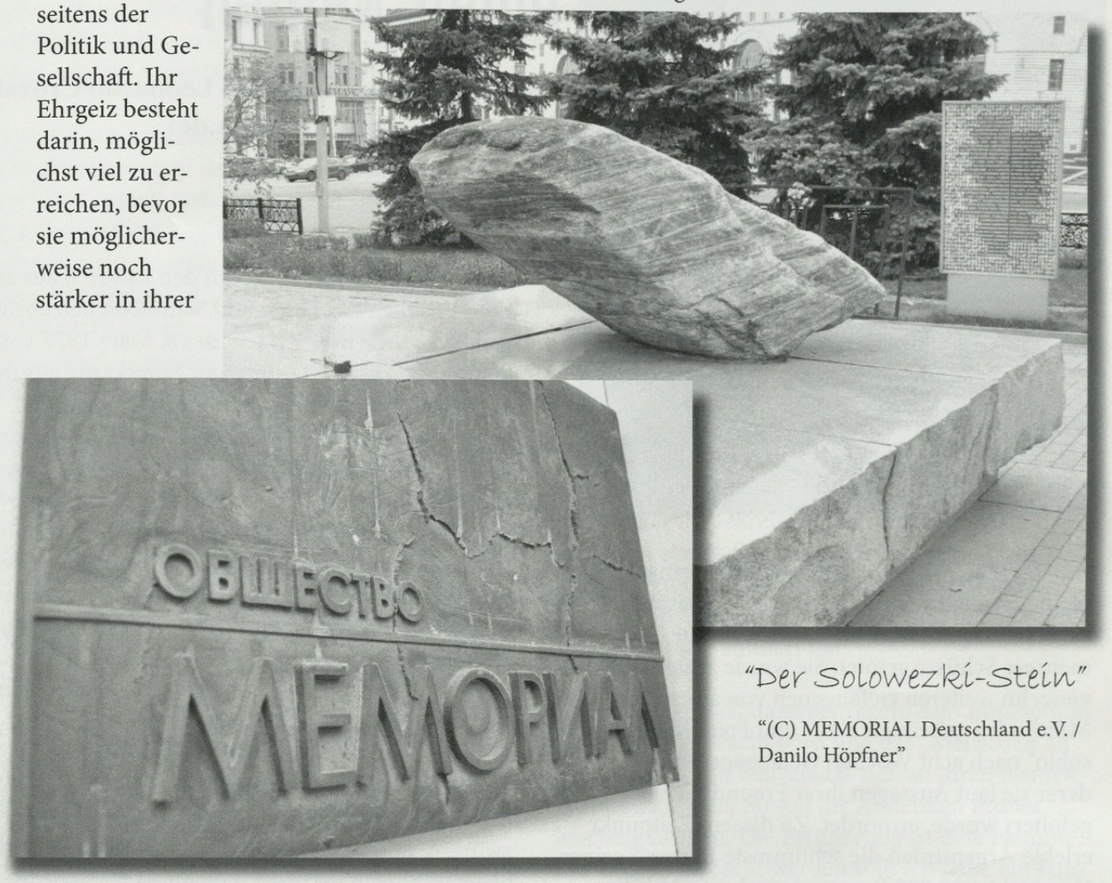
Es lässt sich aber hinzufügen, dass die Protestierenden nicht ausreichend informiert zu sein scheinen. Unter den Geldgebern befinden sich auch zahlreiche russische Organisationen - darunter die Regierung der Stadt Moskau. Andererseits würde es nicht überraschen, wenn auch dies Empörung hervorrufen würde, denn die Kritik an dem bestehenden politischen Kurs der Regierung kommt seit neuestem immer öfter auch von rechts.



"Das Büro von Memorial in Moskau"

"(C) MEMORIAL Deutschland e.V. / Danilo Höpfner"

Trotzdem ist es Memorial sehr wichtig, sich nicht zurückzuziehen. Der Skepsis wollen sie mit noch größerer Präsenz entgegentreten. Ihre aktuellen Ziele sind mehr Projekte und intensiveres Arbeiten– auch aufgrund des bedrohlichen Klimas seitens der Politik und Gesellschaft. Ihr Ehrgeiz besteht darin, möglichst viel zu erreichen, bevor sie möglicherweise noch stärker in ihrer Arbeit eingeschränkt werden. Erst kürzlich wurde im Stadtzentrum von Moskau unter freiem Himmel eine Ausstellung über den Dichter und GULag-Überlebenden **Warlam Schalamow** eröffnet. Nach dem Übergriff auf die Preisverlei-



"Der Solowezki-Stein"

"(C) MEMORIAL Deutschland e.V. / Danilo Höpfner"

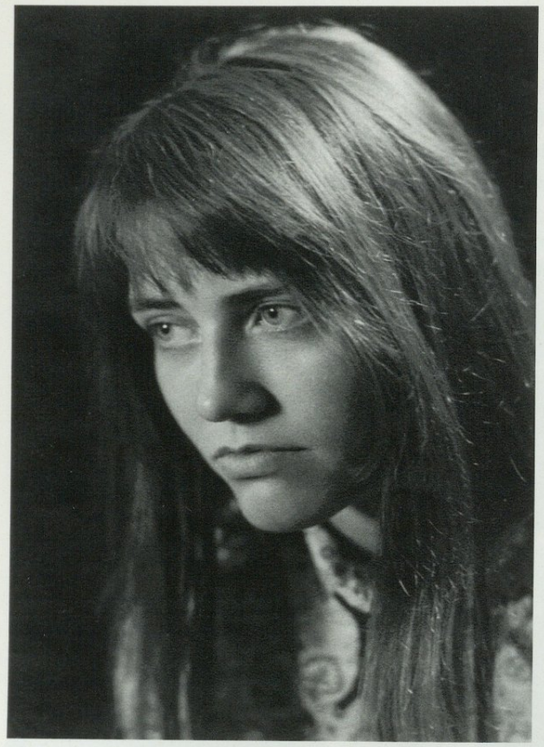
Mehr Infos unter : http://memorial.de/

Memorial Deutschland

1993 als Förderverein für Memorial St. Petersburg gegründet ist Memorial Deutschland heute eine eigenständige Organisation, die sich einer Vielzahl von Aufgaben widmet. So betreut sie das Museum des ehemaligen KGB-Gefängnisses in Potsdam, sammelt Spenden für soziale Projekte in Russland und berichtet über die Lage der Menschenrechte in Russland.

MEMORIAL Deutschland e.V.
Haus der Demokratie und Menschenrechte Greifswalder Straße 4
10405 Berlin

Warlam Schalamow: Dichter und Oppositioneller (1907 – 1982). Von 1929 bis 1931 Gefangener im Lager Krasnowischersk, von 1938 bis 1951 erneut Gefangener in verschiedenen Lagern.



Elisabeth Käsemann - die Erinnerung an einen Namen

Ein Gastbeitrag von Guido Leonardo Croxatto (gcroxatto@zedat.fu-berlin.de)

Am 24. Mai 1977 wurde Elisabeth Käsemann, Soziologie-Studentin an der Freien Universität, in Monte Grande, Argentinien, aus nächster Nähe durch mehrere Schüsse getötet. Sie wurde zusammen mit vierzehn weiteren Gefangenen von argentinischen Militärs im geheimen Haft- und Folterlager „El Vesubio" nach acht Wochen Gefangenschaft, während derer sie laut Aussagen ihrer Freundin Diana Austin gefoltert wurde, ermordet. Zu diesem Zeitpunkt erlebte Argentinien die schlimmste Diktatur seiner Geschichte: 30.000 Personen sind – und bleiben noch immer – „verschwunden"; ein Euphemismus, der vom sogenannten „Prozess der Nationalen Reorganisation" der Militärdiktatur unter Jorge Rafael Videla erfunden wurde, um den Tod der Personen zu verheimlichen, wie Videla selbst kurz vor seinem Tod im Jahr 2013 gestand. Er äußerte auch, dass den „verschwundenen Gefangenen" (wie Elisabeth) die „letzte Anordnung" erteilt wurde. Ein Begriff, der im militärischen Jargon für eine „Sache, die nichts taugt" und „im Müll landet", benutzt wird. Mehreren Personen, die wie Elisabeth Käsemann entführt wurden, wurde die „letzte Anordnung" erteilt. Sie wurden umgebracht.

Elisabeth arbeitete in Argentinien als deutsche Übersetzerin und beteiligte sich als Freiwillige an Sozialprojekten in den Armenvierteln („villas") mit Alphabetisierungskursen, um den Kindern aus armen Familien das Lesen und Schreiben beizubringen. Sie wurde in der Nacht des 8. März 1977 von einer militärischen Gruppe der Streitkräfte aus ihrer Wohnung entführt. Die argentinischen Militärs, gegen die wegen der begangenen Verbrechen derzeit gerichtlich vorgegangen wird, bezeichneten Elisabeths Tätigkeiten in den Armenvierteln als „subversiv". Die Sozialprojekte mit Alphabetisierungskursen wurden als „Guerrilla"-Aktivitäten und jeder Dissident oder Kritiker des Militärregimes als „subversiv" bezeichnet. Elisabeth wurde zuerst in das in Buenos Aires gelegene, geheime Haftlager „El Atlético" oder „Club Atlético" verschleppt. Danach wurde sie von den Streitkräften in ein weiteres Folterlager verlegt: El Vesubio, wo sie nach acht Wochen Gefangenschaft durch zwei Schüsse in den Rücken ermordet wurde. Unter Folter wollte man sie dort dazu zwingen, nützliche „Informationen" zu verraten, hauptsächlich über ihren damaligen Partner Adrian Martín Henríquez, um so Genossen der Untergrundorganisation entführen zu können.

Elisabeth war die Tochter des Pfarrers einer lutherischen Kirche, von dem sie vermutlich ein ausgeprägtes soziales Bewusstsein, eine tiefe Empfindsamkeit für Arme geerbt hatte. Das hat sie dazu geführt, mehrere Länder Lateinamerikas zu besuchen: Bolivien und Peru, um danach nach Argentinien zu gelangen, wo sie sich für Programme der Sozialhilfe in armen Stadtvierteln engagierte. Ihre Freundin Diana Austin hat Elisabeths Geschichte ausführlich zusammengestellt. Diana wurde auch entführt, aber konnte dank des schnellen Handelns der englischen Regierung aus Argentinien fliehen. Dennoch haben Elisabeths Eltern bei der damaligen deutschen Regierung keine derartige Reaktion gefunden und haben den Einspruch erhoben, dass „die kommerziellen Beziehungen" dem Leben ihrer Tochter vorgezogen wurden. Tatsächlich unternahm das deutsche Außenministerium wissentlich nichts, um die junge Frau zu retten. Auch deutsche Sportfunktionäre entschieden sich, ein Freundschaftsspiel zwischen Deutschland und Argentinien ungestört durchzuführen. Einen Tag nach dem Spiel erfährt die Öffentlichkeit von ihrem Tod, in den Zeitungen wird sie als ¨deutsche Terroristin¨ bezeichnet.

General Carlos Guillermo Suárez Mason, Heereskommandeur der Zone 1, die Buenos Aires einschloss, informierte am 26. Mai 1977 durch eine öffentliche Mitteilung, dass „in einem Zusammenstoß zwischen Guerilla und Sicherheitskräften 16 Subversive starben". Es war üblich, dass die Militärs irreführende Informationen veröffentlichten oder Nachrichten erfanden; diese Nachrichten wurden von den Medien kritiklos mehrfach veröffentlicht. General Suarez Mason veröffentlichte die Liste der „toten Guerrilla-Kämpfer", 12 Männer und 4 Frauen, unter ihnen „Isabella Käsemann". Am 4. Juni bescheinigte ein von der deutschen Botschaft in Argentinien empfohlener Arzt, dass die Leiche von „Isabella Käsemann" (so nannten sie die Militärs) Schüsse im Rücken aufwies und es sich um Elisabeth Käsemann handelte. Viele Opfer von Folterungen, die danach ermordet oder in den sogenannten „Todesflügen" lebend ins Meer geworfen wurden, sind von der argentinischen Diktatur als „Verluste im Kampf", als Frauen, die „im Kampf" starben, vorgestellt worden. So wie es in Kolumbien bei den „Falschen Positiven" der Fall war, rechtfertigte in Argentinien die Diktatur die Erschießungen damit, dass sie sie als „Tod im Kampf" betrachtete, jedoch hat es diese vermeintlichen „Todesfälle im Kampf" nie gegeben. Es handelte sich um entführte, gefolterte und ermordete Personen, die danach als N.N. begraben wurden. Viele Verwandte der Verschwundenen suchen noch heute die sterblichen Überreste ihrer Angehörigen.

In Argentinien wurde und wird noch immer die Bedeutung der Prozesse wegen Menschenrechtsverletzungen geleugnet. Es werden Euphemismen wie „in die Vergangenheit zurückkehren", „alte Wunden öffnen", „keine Konfrontation" benutzt, um die unbestreitbare Wichtigkeit dieser Prozesse zu bestreiten, die für tausende von Personen – Opfer oder Verwandte von Verschwundenen – eine offene Tür dargestellt hat und noch darstellt, um die Wahrheit zu erfahren. Ihre Geschichte. Um sich mit ihren Kindern wieder zu treffen, die ihnen während des Prozesses gestohlen wurden. „In Argentinien wurde der Straflosigkeit ein Ende gesetzt und es wird zurzeit Rechenschaft abgelegt" erklärte UN-Generalsekretär Ban Ki Moon bei einem Besuch in Argentinien in 2012.

Elisabeth hat wahrscheinlich in derselben Bibliothek der FU studiert, in der ich gerade studiere. Ich bin ein argentinischer Rechtsanwalt und schreibe zurzeit meine Doktorarbeit an der FU. Ich bin sehr darüber erstaunt, dass niemand sie kennt, dass niemand ihren Namen je gehört hat. Wenn ich im Otto-Suhr-Institut, wo Elisabeth studiert hat, die Professoren frage, wenden sie den Blick ab; sie schütteln nur den Kopf. Ich denke oft an sie, halte ihr Andenken lebendig. Jeden Tag denke ich an diese deutsche Studentin der FU, die nach Südamerika gereist ist, um den Bedürftigen zu helfen, weil, wie sie zu ihren Eltern sagte, „sie es leid war, dass es in Europa solch einen Reichtum gibt". Sie wurde in Argentinien von einer Diktatur ermordet, deren Verbrechen erst jetzt beurteilt werden. Als Berater im Sekretariat für Menschenrecht in Argentinien war es für mich eine wichtige Erfahrung, im gleichen Gebäude der Freien Universität zu arbeiten, in dem diese engagierte und mutige junge Frau Soziologie studiert hat.

Dieser Artikel soll dazu beitragen, dass Elisabeth in Erinnerung gebracht wird und dass Menschen an ihrer ehemaligen Universität sich an ihren Namen erinnern können. So soll ihr Andenken immer lebendig bleiben. Die Erinnerung ist eine Flamme, die niemals gelöscht werden soll. Ich habe ein Foto von Elisabeth in meiner Küche. Jeden Morgen beim Frühstück sehe ich ihre Augen. Sie hat einen Weg aufgezeigt. Soziales Engagement für die Rechte der Bedürftigen. die Verwirklichung des Wissens dem Wohlstand vorgezogen. Sie hat es vorgezogen, den Benachteiligten zu helfen. Elisabeths Kampf wird in Argentinien, in Bolivien, in Peru, in den von ihr besuchten Ländern fortgesetzt: das Wissen den Ärmsten zu überlassen, um diese weniger verletzlich zu machen, um sie zu Wort kommen zu lassen.

Impressum

Die OSI-Zeitung erscheint am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der FU Berlin.

Verlag	Klara Hippler Verlag Ebelingstr. 4 10249 Berlin osi-zeitung@gmx.de
V.i.S.d.P.	Klara Hippler
Herausgeberin	Klara Hippler
C.v.D.	Yulia Kudryavitskaya
Gestaltung	Anna Kostadinova
Kommunikation	Gesine Wittrich
Titelbild	Liz Wehmeier
Druck	Digitaldruckerei esf-print.de, Berlin
Redakteurinnen	Simone Drews Jana Hermann Klara Hippler Franca Kappes Yulia Kudryavitskaya Helena Raspe Liz Wehmeier Gesine Wittrich Claudia Zink
Gastbeitrag:	Milka Berndt-Soliman Guido Leonardo Croxatto Claire Schmartz
Anzeigen:	Yulia Kudryavitskaya Gesine Wittrich osi-zeitung@gmx.de

Die in den Artikeln vertretenen Meinungen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der gesamten Redaktion wider.

Machen Sie Ihren Abschluss
in kostenloser Kontoführung.

Das Girokonto Comfort.

Das Konto für junge Leute ist das perfekte Konto, das bis zum 30. Geburtstag mitwächst. Es bietet immer genau das, was man im jeweiligen Alter gerade braucht. Und das Beste: Während der Schul- und Berufsausbildung oder des Studiums eröffnet, bleibt es bis zum 30. Geburtstag kostenlos. Informationen gibt es überall bei Ihrer Berliner Sparkasse oder im Internet unter **www.berliner-sparkasse.de/girocomfort**

Berliner
Sparkasse



OSI CLUB

Verein der Freundinnen und Freunde des Otto-Suhr-Instituts e.V.

Der LorBär des OSI-Clubs prämiert jährlich im Wechsel...

HERAUSRAGENDE LEHRE AM OSI

OSI-Studierende nominieren die Dozierenden, die bei ihnen einen bereichernden und nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Der OSI-Club-Vorstand wählt daraus eine Gewinnerin/einen Gewinner anhand der eingereichten Vorschläge und Begründungen aus. Der LorBär wird begleitet von einem Restaurantgutschein.



Sven Chojnacki 2004; Siegfried Mielke 2006; Gregor Walter 2008; Bernd Ladwig 2010; Ursula Schröder 2012; Bilgin Ayata 2014

DIE BESTE ABSCHLUSSARBEIT

OSI-Dozierende reichen hervorragende Master- oder Diplomarbeiten ihrer Studierenden (Note: mindestens 1,3) bei einer vom OSI-Club berufenen Jury ein. Sie entscheidet, welche Arbeit eine eindrucksvolle Qualität aufweist und durch einen besonderen Charakter heraussticht. Der Preis ist mit 1.000 Euro dotiert. Die nächste Ausschreibung läuft im Frühjahr 2017.



Arzu Hatakoy 2003; Henriette Litta 2005; Felissa Mühlich 2007; Ruth Streicher 2009; Sebastian Draeger 2011; Astrid Lärm 2013; Ilhan Turan 2015

Kontakt: info@osi-club.de